

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 21.

Gottschee, am 4. November.

Jahrgang 1905.

Allerseelen.

Schmückt der Toten Ruhestätte,
Die in Gott den Lauf vollendet!
Dem Vergang'nen, dem Zukünft'gen
Sei der Blick heut' zugewendet

Wieviel Jahre, wieviel Stunden
Währt noch unser Erdenleben?
Wann wird hier der Leib gebettet,
Und die Seele heimwärts schweben?

Die hier ruhen, die dort leiden:
Laßt uns für die Lieben alle
Beten, daß der Herr sie kenne
Einst bei dem Posaunen Schalle.

Die da leben, die da streiten:
Laßt uns treu am Glauben halten.
Wer nicht treu geblieben, zitt're,
Wenn sich einst die Gräber spalten.

Allerheiligen—Allerseelen.

Nach Hause, in die Heimat! Gar freudig klingt dieser Ruf. Und doch tut dem Reisenden oder dem Gast, der rastend auf seinen Ferien in der Ferne auch neue liebe Freunde und gute Herzen kennen lernte, das Scheiden weh, so sehr ihn auch die Lust durchbebt, ins Elternhaus, ins Vaterland zu dauerndem Aufenthalt zurückzulehren.

In diesem Bilde kennzeichnen sich etwa die Gefühle, die uns an den beiden Festen der ersten zwei Novembertage und weiterhin in diesen Wochen des frostigen Spätherbstes beschleichen. Wir wissen, daß wir nur Wanderer, nur Pilger und Gäste hier auf Erden sind, deren Stätte andere vor uns bewohnten und die bald andere nach uns beziehen werden, wobei keine Partie dieser Gäste die kurze Rast und hinschwindende Gastlichkeit mit dem dauernden, herrlichen, unvergänglichen Heimatsziele drüben über'm Sternenzelt verwechseln

soll, wo das Wiedersehen keiner Trennung mehr weicht. Freilich sind die Jahre irdischer Wanderzeit nur ein flüchtiger Augenblick gegenüber der Ewigkeit, auch der schönste Fleck Erde nur ein geringer Widerschein überirdischer Glückseligkeit, die im Schauen und Genießen des unendlichen Gutes, des Schöpfers und Spenders aller Erdenschönheit, Gottes selbst, liegen muß; aber die Seele trennt sich gleichwohl ungern und nur schmerzlich von ihrer Herberge, dem von ihr belebten Körper, und der Leib wieder will die Seele und den Eindruck der Sinnenwelt nicht missen. Daher die eigenartigen, Wonne und Wehmut vereinigenden Gefühle, die Allerheiligen und Allerseelen in uns wecken, welche christlichen Feste aber auch jenes unser geradezu natürliches Verlangen mit der Erinnerung an die untrügliche göttliche Verheißung befestigen: der in Staub verwelte Körper wird wieder erweckt und die nach Wiedervereinigung mit ihm sich sehende Seele, welche Gott durch den nur als Sündenstrafe unserem Geschlecht auferlegten Tod getrennt hat, wird diesen ihren Begleiter dann dauernd wieder erleben. „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“

Unzählige Brüder und Schwestern sind uns vorangegangen. Sie harren unser. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“, sprach der Heiland Jesus Christus, der uns durch sein erlösendes Blut zu Kindern Gottes, Miterben des Himmels, zu seinen Brüdern und untereinander zu Geschwistern machte. Ewige Jubelhymnen singen dort oben zur Seite

des Vammes nicht bloß die Engelnhöre und jene Heiligen, welche der kirchliche Kalender aufweist; letztere sind nur diejenigen aus der Zahl unserer Brüder, deren sichere Aufnahme in den Himmel Gott selbst durch Wunderzeichen markierte oder deren heroische Gottesliebe seine Kirche uns zu beispieldvoller, ermutigender Nachahmung vor Augen stellte: haben diese und jene aus allen Ständen, Zeiten und Altersstufen das beseligende Endziel erreicht, „warum könntest nicht auch du es, Augustinus?“ Diese Beseligten stehen uns nicht fern. Das erhebende liebevolle Band wirksamer kirchlicher Gemeinschaft schlingt sich geheimnisvoll um drei Reiche: es verbindet die schon Geretteten, die Heiligen, mit ihren noch hier lebenden, um die ewige Siegespalme gegen die Sünderingenden Brüdern, beide aber auch mit jenen Abgeschiedenen, die zwar nicht im schrecklichen, selbstverschuldeten Zustande der Todsünde und Ungnade hinzusterben das denkbar schlimmste aller Böse hatten, aber doch noch läßliche Sünden und auf eine bestimmte Zeit beschränkte, also zeitliche Strafen im Fegefeuer als dem Übergangsorte zum Himmel abzubüßen haben. Wie tröstlich, daß diese der Himmel, in den kein ungerechter Heller eingehen kann, nicht auf ewig verstoßen, wie tröstlich, daß Gott der katholischen Gemeinschaft „den heiligen und heilsamen Gedanken“ und die Möglichkeit gegeben, diesen leidenden Brüdern fürbittweise durch Beten, Fasten, Almosen, durch sonstige gute Werke, zumal durch die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers und durch Ablässe aus dem Verdienstschätze der Heiligen zuzulife kommen zu können. Wenn

wir die Heiligen ehren, so ehren wir in Wirklichkeit Gott, da sie ja dessen Freund und von ihm beglückte Zeugen seiner Güte und Gnade sind, die, so nahe an seinen Throne, voll Liebe und Dank auch unsere Bitten unterstützen. Und wenn wir den armen Seelen Liebe erweisen, so üben wir Barmherzigkeit und tragen gar oft große Dankeschuld an sie ab, die sich nicht selbst helfen können und uns zurufen: Erbarmet ihr euch wenigstens meiner, ihr meine Freunde!

Nach wehen um die jetzigen Wochen kalte Novemberstürme über die vom Reif versengten Gefilde und durch die ihre Blätter verlierenden Wipfel. Noch eifriger aber mutet das fühlende Christenherz das Brausen jenes wahnwitzigen Zeitgeistes des Unglaubens an, welcher keine Gemeinschaft der Heiligen kennt, weil er, Irrlehrern und Sekten folgend, diese Heilstatfache trotz Schrift und Ueberlieferung verkennt, oder gar die Voraussetzung alles Fortlebens der Seele töricht leugnet, indem er Gott und Geist negiert und mit nichtigen Phrasen über Materie und Bewegung sich selbst belügt und den Menschen zum Tiere oder zur Maschine erniedrigt. Allein sehen wir denn die Tiere auch für ihre Verstorbenen opfern und auf ein Wiedersehen hoffen, wie es doch die Geschichte bei allen Menschenvölkern bezeugt, die eben gerade dadurch und durch Kultur und Fortschritt sich von den Tieren unterscheiden, da der Mensch eben aus Leib und Seele besteht? Und wenn man bei einer kunstvoll tätigen, im Betriebe befindlichen Maschine auch nicht gerade einen Menschen sieht, so weiß doch jeder den ingeniosen Menschen als ihren Erfinder und lenkenden Bediener zur Seite; ähnlich steht aber hinter dem riesigen, harmonisch wirkenden Weltmechanismus Gottes schöpferischer Geist, und im menschlichen Organismus die Seele, welche ein Geist sein muß, weil das bloß Stoffliche, Körperliche, die Materie, nicht Geistiges leisten kann, das nicht meßbar, nicht wägbar und nicht teilbar ist; der Gedanke aber ist immateriell, ist nur das Ergebnis des Geistes, denn er ist untellbar, unwägbar, immateriell, einfach und allgemein, und der Mensch hat Sprache, hat die Begriffe für das Wahre, Gute, Schöne, für abstrakte Ideen, für Tugend, Zeit und Raum, für Gerechtigkeit, für Lob und Lohn, für Strafe und Verantwortlichkeit. Im Atomenwechsel des Körpers im Lebenslaufe bleibt das Selbstbewußtsein immer dasselbe: das Gehirn, das nur während der Verbindung der Seele mit dem Körper ihr Werkzeug ist, um ihr sinnliche Eindrücke zur Anregung geistiger Begriffe, Urteile

und Schlussfolgerungen zu bieten, ändert sich und kann das nicht leisten. „Wir Toren!“ So werden einmal die ungläubigen Materialisten dann ausrufen, wenn es zu spät ist und die Binde ihnen von den Augen fällt. O Toren! So ruft das Allerheiligen- und Allerseelenfest aber auch jenen düsterhaften oder verführten Menschen zu, welche die Buge ausposaunen, daß die Kirche nur auf den Himmel vertröste, während doch das Christentum schon durch seine Lehren und Gebote gerade auch das Diesseits der Menschen, zumal die armen, arbeitenden Stände und die Frauen und Kinder beglückt und schützt und im Wesen gleichberechtigt erklärt. O Toren! So rufen diese Feste aber noch mehr jenen zu, welche auf materialistisch-freisinnig-sozialdemokratischer Irrbahn ihren Anhang auf einen unmöglichen oder für jetzige und nächste Generationen unerreichbaren Zukunftsstaat im Diesseits vertrösten, ohne ihnen die Gegenwart oder nächste Zukunft zu verschönern, dafür aber diesen Unglücklichen durch Einpflanzung unsinnigen Unglaubens nicht nur ein ausgleichendes, beglückendes Jenseits rauben, sondern zum diesseitigen Unglück auch noch das ewige Unheil bringen. Denn das Jenseits weist nach Christi Wort nicht bloß den ewigen Himmel, sondern für Sünde und ver schuldeten Unglauben auch die ewige Hölle auf. „Wenn es aber diese gibt,“ so sagte einst der Sozialdemokratenführer Bleibnecht, „dann sind wir Sozialdemokraten die Geleitmen.“ Gott, der uns die Sehnsucht nach Glück und Unsterblichkeit gab und das Empfinden für Gut und Böse und für Vergeltung, die wir aber ausgleichend in dieser Welt nie ganz eintreten sehen, wird im Jenseits die Gerechtigkeit durch Verteilung von Lohn und Strafe zum unbergänglichen Triumphe bringen.

Es gibt ein Wiedersehen.

Verschließ Dein Herz dem Wahngelilde:
Du lebst nur für die Zeit,
Es gab' kein seliges Gefilde
Und keine Ewigkeit.

Du lebst für Gott, die ew'ge Wahrheit,
Von seinem Geist umweht,
Und sollst nach diesem Kampf und Streit
Ihn schau'n in Majestät.

Der Leib verfällt dem Tod zum Raube,
Wird dennoch aufersteh'n;
Der Geist stirbt nicht, kehrt nicht zum Staube!
Es gibt ein Wiederseh'n!

Ein

österreichischer Katholikentag.

Die Not und Bedrängnis der katholischen Kirche in Oesterreich ist groß. Diese allgemeine Not hat den Katholiken den Notschrei nach Einigkeit und Zusammenschluß in den

Mund gelegt und den Anstoß zu einem allgemeinen österreichischen Katholikentage in Wien vom 18. bis 21. Nov. 1905 gegeben. Viele Fragen des katholischen Lebens harren einer Lösung und eine Reihe katholischer Institutionen bedarf dringend allgemeinen Verständnisses und tatkräftiger Förderung. Zwei Dinge aber sind es besonders, in denen sich die Not und Armseligkeit der österreichischen Katholiken ausdrückt: es sind die Organisation und die Presse oder besser gesagt, der Mangel an beiden. An diesem Mangel einer großen, einheitlichen Organisation der Katholiken frant unser ganzes religiöses und Staatsleben. Eine so einflußreiche und mächtige katholische Organisation, wie sie die Katholiken Deutschlands aufweisen, wäre der sicherste Weg zur Gesundung der österreichischen Verhältnisse.

In den einzelnen Kronländern muß die politische und unpolitische Organisation ausgebaut und zu starken Landesorganisationen gemacht werden, auf denen sich dann eine Reichsorganisation aufbaut. Auch in Böhmen hat sich nun ein Landesverband der nichtpolitischen katholischen deutschen Vereine mit dem Sitze in Warnsdorf gebildet, der einen Baustein zu einem mächtigen Reichsverbande darstellen soll. (Näheres siehe unter: „Aus verschiedenen Ländern“.) Möchten sich ihm alle katholischen deutschen Vereine Böhmens anschließen! Neben der unpolitischen Organisation muß die politische Vereinigung der österreichischen Katholiken gleichen Schrittes einhergehen. Wenn auch die nationalen Verschiedenheiten in Oesterreich die Bildung einer Zentrumsparthei wie in Deutschland schier unmöglich machen, so muß doch eine solche Vereinigung der einzelnen christlichen Parteien in Oesterreich angebahnt werden, daß sie wenigstens eine gemeinsame oberste Leitung haben. Diesem Ziele müssen die Katholiken Oesterreichs unverrückten und unbeirrten Auges entgegensteuern, wollen sie aus dem Parteigewoge in den Hafen einer besseren Zukunft gelangen. Noch armseliger als mit der Organisation steht es fast mit der christlichen Presse, wenn man sie mit der gegnerischen vergleicht. Ja, man kann sagen, die liberale und radikalere Presse macht eigentlich die liberale und nationalradikale Organisation. Die Liberalen und andere gegnerische Parteien haben wenig oder gar keine liberalen oder nationalen Vereine, Gauverbände usw., aber sie haben eine mächtige, riesenstarke Presse und beherrschen damit das kommunale, wirtschaftliche und Staatsleben. Darum müssen wir Katholiken auch unser Hauptaugenmerk auf die Erstarkung der christlichen Presse richten. Viele Dinge tun uns österreichischen Katholiken not, aber eine große und einflußreiche christliche Presse ist uns am allernötigsten. Dafür müssen wir auch viele und große Opfer bringen. Die Unterstützung der christlichen Presse müssen wir in den Bereich unserer Wohltätigkeitsakte ziehen. Nicht bloß Waisenhäuser, Spitäler, Kirchen, Schulen und wohltätige Vereine, sondern auch die christliche Presse müssen wir durch Spenden, letztwillige Vermächtnisse

und großherzige Schenkungen bei Lebzeiten in opferwilliger Weise fördern. Wer die katholische Presse unterstützt und durch Spenden die weitere Verbreitung bestehender oder die Gründung neuer christlicher Blätter ermöglicht, der fördert durch die christliche Presse hundert andere wohltätige Zwecke und Gott wird vielleicht das geistige Almosen der Presseunterstützung einst mehr lohnen als manche scheinbar hochherzige Spende für Werke leiblicher Wohltätigkeit, die vor der Welt zwar mehr Anklang findet als die Unterstützung der von den Feinden der Kirche so gehaßten und geschmähten christlichen Presse, aber nicht selten mehr dem Ruhme des Sponsors als der Ehre Gottes dient.

Dieses doppelte Ziel: eine starke katholische Organisation und eine große kathol. Presse nach Kräften zu erreichen, ist die Hauptaufgabe des V. allgemeinen Katholikentages in Wien. Dies schließt indes nicht aus, daß auch sehr viele andere katholische Zwecke dabei gefördert werden sollen. Darum finden neben den Versammlungen des Katholikentages noch zahlreiche Nebenversammlungen, so der marianischen Sodalen, des Bonifatiusvereins, Schulvereins, Raphaelvereins für Auswanderer, Salzburger Universitätsvereins, der Leo-Gesellschaft der kathol. Jugendvereine, Priestervereine, Pilgervereine und eine große Missionsfeier statt. Mögen recht viele Teilnehmer aus allen Kronländern sich am allgemeinen Katholikentage in Wien Begeisterung, Verständnis, Opfer Sinn und Eifer für die katholische Sache und all ihre erhabenen Ziele, insbesondere aber für die katholische Organisation und die christliche Presse holen. In diesem Sinne „als Herd der Begeisterung zu großen katholischen Taten“ begrüßen wir den V. Katholikentag in Wien und wünschen ihm reichsten Erfolg.

Bebel und seine Erbschaft

oder: sozialdemokratische Grundsatztreue.

Dem großen roten Obergemoffen Bebel geht's jetzt nicht gut. Er hat bekanntlich eine Erbschaft gemacht, und von verschiedenen Seiten wird er nun spöttisch eingeladen, doch jetzt die sozialistischen Ideen zur Wahrheit zu machen, und seine Schätze unter die Gemoffen zu verteilen. Freilich hat Bebel nicht die ganzen 400.000 Mark bekommen, die ihm der verstorbene Leutnant Kollmann zugedacht hatte, sondern nur gegen 237.000 Mark, wovon er wirklich noch 45.000 Mark für Parteizwecke geopfert hat. Wir von unserer Seite wollen es dem Obergemoffen gewiß nicht verübeln, daß er das was sein ist, für sich behalten will; aber vielen scharfen Zungen gegenüber ist er in übler Lage. Wie oft hat er gewettert gegen die Schmaroker der Gesellschaft, gegen die Kapitalbesitzer, die mühe-los auf Kosten der Gesellschaft sich von ihren Zinsen nähren, und nun ist der gute Bebel selber ein solcher Kapitalist geworden und fühlt sich in dieser Rolle allsogleich ganz wohl. Vom Teilen, wie es sich die Sozialdemokraten oft so schön vorstellen, will er jetzt auf einmal nichts mehr wissen. Und

nicht einmal kann er dabei sagen, daß er das Geld durch eigenen Fleiß und eigene Sparsamkeit gewonnen habe; nein der verstorbene Leutnant hat es ihm aus Haß gegen seine Verwandten und aus Verbitterung gegen die Gesellschaft vermacht, und Bebel, der Kapitalistenfeind ist so ganz durch Zufall selber Kapitalist geworden, wiewohl er auch schon vor dieser Erbschaft sich soviel mit seinem Buche „Die Frau“ verdient hatte, daß er sich eine prachtvolle Villa am Züricher See bauen konnte. Er behauptet jetzt: Die Sozialdemokratie wisse, daß jede Teilerei in der heutigen Gesellschaft „Blödsinn“ wäre. Na, na, aber das bißchen Kirchenvermögen, das den Sozialisten ein so großer Dorn im Auge ist, das möchten sie doch gleich verteilt wissen! —

Aber wir verstehen — die Teilerei soll erst im schönen Zukunftsstaat losgehen. Dort wird freilich ein jeder hergeben müssen, was er hat; aber den Herren Obergemoffen wird es nicht schwer werden, ihr Vermögen zu opfern. Ihnen als den Leitern und Bewaltern des neuen Gesellschaftskörpers wird dann, beim Lichte besehen, doch alles gehören und zu Gebote stehen. Und so denkt auch der Bebel schlau wie er ist: Ich werde erst im Zukunftsstaat mich aufs Teilen einlassen; dort mache ich den besten Handel damit, jetzt aber schon zu teilen, würde mich auf den Leim setzen. — Freilich könnte man meinen, Bebel sollte, wenn er die Arbeiter so liebt wie er vorgibt, seine große Erbschaft zu Wohltätigkeitsstiftungen für die Arbeiter verwenden. Ja aber — das wäre ja gegen das sozialistische Grundprinzip, daß die Massen zuerst verelendet werden müssen, um reif zum großen Kladderadatsch und zur Gründung des Zukunftsstaates zu werden! — Man sieht, die Herren Obergemoffen sind auf alles gerichtet. Sie haben eine prächtige Auswahl von Prinzipien und die kann man gebrauchen bald so, bald anders — wie's „trifft“. Man kann aufgrund derselben ein wilder Kapitalistenfeind sein und zugleich doch auch ein wilder Kapitalist, man kann auf den Füßen gehen und auf dem Kopf, je nach Bedarf, und die Hauptsache ist ein — blindgläubiges Publikum, das sich mit dem Zukunftsstaat abspeisen läßt und dafür seinen Parteigroschen zahlt, damit die Herren Kapitalisten-Führer unter den Roten nicht verhungern, beziehungsweise ihre Kapitalien nicht anzugreifen brauchen.

Rechtsskunde.

Automobilverkehrs-Ordnung.

(Schluß.)

Für Kraftfahrzeuge, welche aus dem Königreiche Ungarn, aus Bosnien oder aus der Herzegowina kommen, sind die Erkennungszeichen bei jener politischen Bezirksbehörde oder landesfürstlichen Polizeibehörde zu beheben, deren Bezirk oder Rayon das Fahrzeug in der Richtung seiner Fahrt zunächst berührt. Außer den Buchstaben des Verwaltungsgebietes und der Evidenznummer

führen die aus Ungarn kommenden Fahrzeuge auch noch den Buchstaben U in roter Farbe, die aus Bosnien und der Herzegowina kommenden aber den Buchstaben G in gleichfalls roter Farbe.

Die auf Automobilen an der Rückseite angebrachten Erkennungszeichen sind, wenn sich das Fahrzeug zur Nachtzeit auf öffentlichen Verkehrswegen befindet, hell zu beleuchten oder durch eine transparente Aufschrift zu ersetzen. Dasselbe gilt für Motorräder dann, wenn sie einen Beiwagen mit sich führen, bezüglich der am Beiwagen angebrachten Erkennungszeichen. Die Beleuchtung hat derart zu erfolgen, daß die Zeichen deutlich sichtbar sind, daß keine Blendung des Beschauers erfolgt und daß die Lampe, welche mit farblosen Gläsern zu versehen ist, gleichzeitig auch als Deckungslicht dient.

Bei eintretender Dunkelheit und solange dieselbe anhält oder wenn Nebel die Fernsicht beeinträchtigt, muß bei allen öffentlichen Verkehrswegen befindlichen Kraftfahrzeugen das Licht in den Signallaternen brennen. Der Lenker darf das Fahrzeug nicht verlassen, bevor er die Maschine abgestellt, die Bremse angezogen und Vorsorge getroffen hat, daß das Fahrzeug nicht von Unberufenen in Bewegung gesetzt werden kann.

Auf Verlangen der Sicherheits- oder Straßenaufsichtsorgane ist der Lenker verpflichtet, sofort anzuhalten, desgleichen auch bei einem durch sein Fahrzeug hervorgerufenen Unfälle oder bei einer durch dasselbe herbeigeführten Sachbeschädigung. Ist bei einem derartigen Unfälle eine Verletzung einer Person eingetreten, so hat der Lenker für die nötige Hilfe nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Die Fahrgeschwindigkeit ist unter allen Umständen so zu wählen, daß der Lenker Herr seiner Geschwindigkeit ist. In geschlossenen Orten darf die Geschwindigkeit keinesfalls größer sein als 15 Kilometer per Stunde (Geschwindigkeit eines leichten schnellen Fuhrwerks). Außerhalb der geschlossenen Ortschaften darf die Fahrgeschwindigkeit nicht über 45 Kilometer per Stunde gesteigert werden. Keinesfalls schneller als mit 6 Kilometer per Stunde (Tempo eines Pferdes im Schritt) darf gefahren werden; wenn nebeliges Wetter die Fernsicht verhindert, sowie an solchen Stellen, wo die Straße nicht überblickt werden kann, wie insbesondere an Kreuzungen, bei starken Straßenkrümmungen beim Einfahren in Tore, Herausfahren aus Häusern, dann auf Brücken, in schmalen Gassen, wo nicht zwei Wagen nebeneinander vorbeifahren können, bei außergewöhnlich starkem Verkehr und bei größeren Menschenansammlungen. In geschlossenen Ortschaften darf nicht mit offenem Auspuffrohr gefahren werden. Das Warnungssignal ist im Bedarfsfalle stets rechtzeitig zu geben.

Übertretungen dieser Vorschriften werden mit Geldstrafen von 2 K bis 200 K oder Arrest von 6 Stunden bis 14 Tagen bestraft. Die Verordnung tritt am 1. Jänner in Kraft.

Ein Erlebnis in den deutschen Alpen.

Von A. Zerkall.

[Nachdruck nicht gestattet.]

Auf einer Wanderung durch die Vor-alpen kam ich nach anstrengendem Marsche in einen engumschlossenen Tallefessel.

Eben verschwand die Sonne hinter den Bergen und rasch trat die Dunkelheit ein; ich beschleunigte meine Schritte, um das Gasthaus zu erreichen. Beim Kirchwirt fand ich freundliche Aufnahme und ein gutes Bett.

Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich erwachte.

Das Zimmer erschien so hell, daß ich vermeinte, der Morgen sei angebrochen. Es war aber das Mondlicht, daß durch die wenig verdeckten Scheiben drang.

In dem engen Raum war es schwül, daher öffnete ich das Fenster, um frische Luft einzulassen.

Erst jetzt gewahrte ich, daß ich in der Nachbarschaft der Toten geschlafen hatte. An das Haus stieß der Friedhof und mein Fenster lag fast in gleicher Ebene mit demselben.

Der hoch über dem Tale stehende Mond umkleidete die Grabstätten, die wenigen Denkmäler und die vielen kleinen Kreuze mit so hellem Schein, daß ich die Inschriften der mir zunächst stehenden Steine zu lesen vermochte.

Ganz nahe der Stätte, wo sie im Leben gewaltet hatten, waren die Vorfahren meines Vaters gebettet. Noch im Bereiche meines Armes lag die „Grabstätte des Zacharias Weiler, gewesener Kirchwirt.“

„Hier liege ich und muß verweilen,
Was ihr noch seid, bin ich gewesen,
Was ich jetzt bin, das werdet ihr,
Geht nicht vorüber, betet mir.“

Die ernste Mahnung in der geheimnisvollen Stunde, in der großartigen, vom Mondlicht übergossenen Natur ergriff mich tief und unwillkürlich kam ich der Bitte nach, welche die Inschrift so einfach und doch so eindringlich aussprach.

Dann schweiften meine Blicke über das Tal, die hoch anstrebenden Gipfel, die sich gegen den Nachthimmel scharf abhoben, die Abhänge, an welchen hier und dort einzelne Häuschen wie angeklebt erschienen, auf die finsternen Schluchten, in die das sanfte Licht nicht Eingang fand.

Hinter dem Friedhof erhob sich der spitze Turm der kleinen Kirche, dessen mondumglänzendes Kreuz hoch über den umhergelagerten Wohnstätten der Lebenden und der Toten Hoffnung und Unvergänglichkeit predigte und lehrte, daß der Gräber Saatenfeld die Ernte jener Welt birgt. Mein Herz öffnete sich dem

tröstlichen Gedanken und beruhigt versenkte ich mich noch einmal in die hehre Schönheit des vor mir ausgebreiteten Bildes.

Eben wollte ich Abschied von ihm nehmen und das Fenster schließen, als ich zu meinem Erstaunen Schritte vernahm.

Ich horchte auf und spähte nach der Stelle, woher sie klangen. Aus dem Schatten der Kirche trat ein Mann hervor und nahm langsam den Weg nach dem Gottesacker. Was mochte ihn wohl zu dieser geheimnisvollen Stunde in das Reich der Toten führen?

Erzählungen von Grabschändungen, die ich vor langer Zeit gelesen, steigen in meiner Erinnerung auf und mit gespannter Aufmerksamkeit folge ich den Bewegungen des Mannes.

Da steht er schon am Tor, langsam, fast zögernd öffnete er es und schreitet über Grabhügel hinweg in gerader Richtung weiter.

An einer größeren Grabstätte hält er; sie zeichnet sich durch ein stattliches, steinernes Kreuz aus, vor welchem ich zwei Hügel unterscheide; der eine ist höher gewölbt und mit welken Kränzen bedeckt.

Der Mann hat das Haupt gesenkt; er faltet die Hände zum Gebet.

Meine Augen haften gespannt an der seltsamen Erscheinung.

Da höre ich einen durchdringenden Schrei, mit hartem Aufschlag stürzt der Unbekannte auf die Gruft und bleibt regungslos liegen.

Das geheimnisvolle Vorkommnis in der nächtlichen Stunde an dem schauervollen Orte hatte meine Nerven erregt; wie gebannt stand ich da, dann aber kam mir die Erkenntnis, daß hier schnelle Hilfe geboten sei.

Rasch warf ich einige Kleider über, sprang durch das Fenster auf den Friedhof und war bald zur Stelle.

Der Mann lag bewusstlos, ich stößte ihm daher etwas Cognak ein, von dem ich auf Reisen immer ein Fläschchen bei mir trug und rieb ihm damit die Stirne. Nach einiger Zeit kam er zu sich, warf einen verwunderten Blick auf mich, dann einen erschrockenen auf die Grabstätte, seufzte tief auf und verlor wieder die Besinnung.

Von neuem wandte ich Belebungsmittel an, aber vergebens.

Ich war ratlos, weit und breit war keine Menschenseele; meine Wirtleute schliefen in dem von meinem Zimmer entfernt abgelegenen Teil des Hauses und so war der Bewußtlose ganz auf meine Hilfe angewiesen.

Ich betrachtete ihn nun näher. Die

breite Brust, der ganze Körperbau deuteten auf Kraft, die knochige, weit ausgewölbte Stirn, das unverhältnismäßig entwickelte Kinn und die fest zusammengepreßten, schmalen Rippen auf Härte und Willensstärke. In die nicht gerade unangenehmen Züge hatte offenbar eine rauhe Wirklichkeit ihre Zeichen eingeschrieben, tiefe Furchen durchzogen die Stirne und die wohl ehemals straffen Wangen waren bleich und well.

Ich entschloß mich, den Bewußtlosen in mein Zimmer zu bringen. Obgleich ich kräftig war, gelang mir die Ausführung meines Vorhabens nur unter den größten Anstrengungen.

Mehr schleppend als tragend bewegte ich den schweren Körper weiter bis zu meinem Fenster, schob ihn im Schweiß meines Angesichtes in das Zimmer und auf mein Bett.

Dann zog ich dem Manne die schweren Schuhe aus, öffnete ihm die Kleider und bemühte mich aufs neue, ihn zum Bewußtsein zu bringen.

Endlich öffnete er die Augen, murmelte einige unverständliche Worte und sank dann anscheinend in Schlaf. Die regelmäßigen Atemzüge beruhigten mich und so ließ ich den Gast schlafen, bettete mich selbst auf den ausgebreiteten Bodenmantel und erwartete schlaflos den Morgen.

Endlich schlichen die ersten Zeichen des nahenden Tages durch die Fenster, die Betglocke erklang, in dieser Gegend auch der Wecker für das Gefinde, die Arbeit zu beginnen.

Ich erhob mich, suchte den Wirt auf und erzählte ihm mein Erlebnis.

In dem weltabgelegenen Ort mochte wohl selten etwas Außergewöhnliches vorkommen, und so war die Aufregung des Mannes erklärlich.

Sofort ging er mit mir, um sich den in so eigentümlicher Weise und zu so ungewöhnlicher Zeit in das Haus gekommenen Gast anzusehen.

Raum hatte er einen Blick auf ihn geworfen, so rief er: „St. der Buchenbauer! Ist der denn schon aus dem Gefängnis zurück?“

Und sich zu mir wendend, sagte er: „Er hat seinen Sohn getötet.“

„Seinen Sohn getötet!“ ertönte es schmerzlich vom Bette her.

Der Kranke versuchte, sich aufzusetzen, griff an sein Haupt und in erschütterndem Jammerschrei brach es aus ihm hervor: „Seinen Sohn getötet! Ja, ja, meinen Florian, meinen braven Jungen!“

Er schluchzte laut auf, dann still weinend seufzte er: „Und ich hatte ihn doch so lieb, ich war so stolz auf ihn. O, mein

Florian, läge ich doch an Deiner Stelle unter dem kalten Stein.“

Ich war von dem so plötzlich hervorbrechenden Ausdruck des Schmerzes tief ergriffen, und auch der Wirt schien bewegt.

Er näherte sich dem Bette und sagte milde: „Beruhigt Euch, Buchenbauer, Ihr tragt keine Schuld an dem Tode des Knaben. Niemand wird hier ein Wort gegen Euch sagen. Ich will Martha mitteilen, daß Ihr hier seid, damit sie Euch den Wagen schickt.“

„Martha? Nein, nein“, rief er heftig abwehrend, „sie soll nichts von dem Vater wissen, der sie verfluchte; — ich will nicht auf den Hof, wo mich alles an Florian und die unglückselige Tat mahnt; — weit fort an einen stillen Ort will ich ziehen, wo mich niemand kennt. Noch einmal bringt mich an das Grab, damit ich dort ein Vaterunser bete für den lieben Jungen und seine arme Mutter.“

Er versuchte sich zu erheben, sank aber kraftlos in die Kissen zurück.

Offenbar war er infolge der Aufregung und des Aufenthaltes im Gefängnis sehr geschwächt; vielleicht hatte er auch seit längerer Zeit nichts zu sich genommen; daher ließ ich ein Frühstück bringen. Nach vielem Zureden nahm er ein Weniges zu sich und sagte dann:

„Herr, Ihr habt es gut mit mir gemeint und Euch meiner angenommen; ich danke Euch. — Nunmehr aber laßt mich gehen, meine Nähe bringt keinen Segen. Helft mir nur noch, daß ich das Haus verlassen kann.“

„Buchenbauer“, redete ich auf ihn ein, „ich kenne nicht Euer Schicksal, aber Ihr seid schwach und meine Christenpflicht verbietet es mir, Euch ziehen zu lassen, bevor Ihr zu Kräften gekommen seid. Der Wirt hat recht, man muß Eure Tochter benachrichtigen, daß Ihr hier seid.“

Aber traurig schüttelte der Bauer das Haupt und erhob sich. Mit meiner Unterstützung gelang es ihm, das Bett zu verlassen; aber kaum stand er ohne Stütze, so schwankte er und wäre gestürzt, wenn ich ihn nicht aufgefangen hätte.

„Ihr seht, es geht nicht. Begt Euch wieder hin, ich will einen Arzt holen.“

„Nein“, erwiderte er, „es ist nur die gestrige Ueberanstrengung, die lange Wanderung, die mich schwach gemacht hat. Gönnt mir noch einige Stunden Ruhe, und es wird besser werden.“

Ich brachte ihn wieder zu Bett und ließ ihn allein. Dann begab ich mich zum Wirt, um mit ihm zu beraten, wie dem Manne, der mein Mitleid und Interesse fesselte, zu helfen sei.

Dabei forschte ich auch nach dem Schick-

sal des Kranken, aber der Wirt meinte: „Das ist eine lange Geschichte, die ich Euch jetzt nicht erzählen kann, da ich zur Alm muß.“

Ein Blick auf den vorüberführenden Weg werfend, bemerkte er dann: „Da kommt der alte Lehrer, er kann Euch alles berichten, was auf den Buchenhofe vorgegangen ist; sein Sohn hat ja gegen den Bauer Zeugnis ablegen müssen. Kommt mit, ich will ihm Euren Wunsch sagen.“

Der alte Lehrer, eine sehr sympathische Erscheinung, grüßte mich freundlich, und nachdem er meine Bitte vernommen, sagte er:

„Gern will ich Euch willfahren, lieber Herr; wenn es Euch recht ist, so begleitet mich auf meinem Spazierwege. Ich kann Euch dann auch den Ort zeigen, wo die schreckliche Tat geschehen ist.“

Der freundlichen Einladung folgend, schritt ich mit dem alten Herrn einer Einsattlung im Gebirge zu.

Wie es schien, nahm er lebhaften Anteil an dem Geschehe des unglücklichen Bauern, denn er fragte nochmals, wie ich ihn gefunden und wie er sich verhalten habe.

Dann sagte er: „So dürfte Martha hoffen, daß das harte Herz ihres Vaters weich geworden ist. Doch ich vergesse, daß Euch das Geschick des Bedauernswerten noch unbekannt ist; vernehmt deshalb, was dort oben — er wies nach der Talstufe vor dem Fernpasse — vor einem Jahre geschehen ist.“

Der Buchenbauer ist der reichste Bauer unseres Tales. Fast die ganze Einsattlung dort ist in seinem Besitze. Er war arbeitssam und klug, aber der Hochmut plagte ihn und hat ihn schließlich ins Verderben gestürzt. Stolz auf die lange Reihe seiner Vorfahren, die seit Jahrhunderten auf dem Hofe gehaust hatten, auf seinen großen Besitz, die vielen Aecker, die fetten Weiden und den schönen Viehstand, schaute er mit Verachtung auf die Herab, welche weniger besaßen.

Nur eines fehlte ihm an seinem Glück: ein Erbe seines Namens. Der Himmel hatte ihm zwar eine Tochter beschert, aber er achtete ihrer kaum, obgleich sie brav war und durch Schönheit und anmutiges Wesen die Herzen gewann.

Endlich, nach einer Reihe von Jahren, kam doch der längst ersuchte Sohn und Erbe. Das war ein Fest auf dem Buchenhofe! der Vater wußte sich kaum zu fassen und lud alle Bauern des Tales zum Tauschmaße ein. Ich sage Euch, Herr, es ging hoch dort her. Der Bauer gebärdete sich so übermütig, daß es, als die Köpfe

vom Wein erhitzt waren und er mit seinen Brählereien nicht aufhörte, fast zu bösen Ausritten gekommen wäre. Aber Hochmut kommt vor dem Falle, das mußte auch der stolze Bauer erfahren.

Der Knabe, Florian hieß er, wuchs zu einem kräftigen, munteren Burschen heran, den alle gern hatten. Der Vater sah in ihm den künftigen Besitzer des Buchenhofes, den Erben seines Namens und seiner Reichtümer, deshalb erzog er ihn strenge und hielt ihn zu Fleiß und guten Sitten an; Florian sollte ja nicht allein der reichste, er sollte auch der tüchtigste Bauer des Tales werden.

Der Tochter achtete der Vater seit der Geburt des Sohnes noch weniger als zuvor, er bekundete sogar offen seine Abneigung gegen sie und hat es im Wirtshause mehr denn einmal ausgesprochen, das Mädchen sei ihm zuwider, es sei ja nur in der Welt, um des Sohnes Erbgut zu schmälern.

Eine solche lästerliche Schmähung der köstlichen Gabe, die ihm der Himmel in der Tochter beschert hatte, konnte nicht ungerächt bleiben. Und die Strafe kam und vernichtete, wie der Wind das Kartenhäus, die stolzen Hoffnungen.

Der nächste Nachbar des Buchenbauern war der Bauer am Bach, im ganzen Tale der Bros genannt. Der Name, Herr, ist die hierorts gebräuchliche Abkürzung von Ambrosius.

Der Bros war Witwer und, wie im ganzen Tale bekannt, bössartig und lieberlich. Schon längst hatte er seine begehrlichen Augen auf die schöne Martha geworfen und versucht, mit ihr anzuknüpfen. Aber die reine Seele schauderte zurück vor dem widerlichen Menschen und ging ihm, wo sie konnte, aus dem Wege.

Der Bros aber ließ nicht ab von ihr, und da ihm die Abneigung des Bauern gegen seine Tochter bekannt war, so gründete er darauf seinen Plan, das arme Opfer in seine Hand zu bekommen.

Gewalttätige Menschen, Herr, sind schlimm, aber mehr zu fürchten sind heuchlerische Menschen, die auf Schlechewegen wandeln. Der Bros hat durch seine Heimtücke unsägliches Unheil angerichtet und das Glück einer ganzen Familie zerstört — Also der Bros näherte sich dem Buchenbauer, schmeichelte ihm, war ihm gefällig und überließ ihm zu einem wahren Spottpreise eine schöne Wiese, die in das Besitztum des Buchenbauern einschneit und die dieser schon des öfteren zu erwerben gewünscht hatte.

Als er sich so in des Vaters Gunst gesetzt hatte, rückte er mit dem Antrage hervor, ihm Martha zum Weibe zu geben;

auf eine größere Mitgift wolle er gerne verzichten.

Ohne sich weiter zu bedenken, ja, ohne Frau und Tochter zu befragen, schlug der Buchenbauer ein und setzte sofort den Tag der Hochzeit an.

Da hätten Ihr den Jammer des armen Mädchens sehen sollen, Herr! — Sie warf sich dem Vater zu Füßen, sie bat, weinte, flehte. Vergebens. — Das Herz des Bauern war verhärtet, in seiner Verblendung stieß er die Tochter von sich und ebenso wies er die Vorstellungen der Mutter raub zurück. — Marthas Jammer war umso größer, als sie schon gewählt hatte; ihr Herz gehörte einem jungen Manne aus dem Orte, der an der landwirtschaftlichen Schule als Lehrer wirkte. Mit Zustimmung und unter dem Schutze der Mutter sahen sich die Liebenden Sonntag nachmittags, zur Zeit, wenn der Bauer im Weinhaufe saß, in einem Winkel hinter den alten Buchen, die den Hof von dem Bache trennen. Selten kam ein Mensch in diese abgelegene Gegend, und so glaubten die Liebenden sich sicher und träumten hier einige Stunden selig von künftigem Glück.

Und als das Unheil dem Mädchen drohte, als alle ihre Hoffnungen durch den Eigensinn des Bauern vernichtet zu werden drohten da fand sie hier bei ihrem Geliebten Trost und Stärkung in dem harten Kampfe.

(Schluß folgt.)

Das christliche Jahr.

Vom 1. bis 15. November.

1. Mittwoch. Allerheiligen. Festevangelium (Matth. 5, 1—12): Jesus lehrt in der Bergpredigt in den acht Seligkeiten die Wege, die zum Himmel führen. — Casarius, Mart. — Sonnen-Aufgang um 6 Uhr 50 Minuten, — Untergang um 4 Uhr 37 Min., Tageslänge 9 Stunden 47 Minuten.

2. Donnerstag. Allerseelen. Justus, Bischof (Feiertag in Triest); Viktorin, Bischof und Martyrer († 304). — **3. Freitag.** Hubert, Bischof (727); Malachias, Erzbischof († 1148); Ida, Gräfin († 1250). — **4. Samstag.** Karl Borromäus, Erzbischof und Kard. († 1584); Vitalis und Agricola, Martyrer († 62.) — Erstes Viertel um 2 U. 36 Min. mgs.

5. Sonntag. Emerich, Martyrer († 1031); Zacharias und Elisabeth, Eltern des hl. Johannes d. Täufer; Reiner, Ordensmann († 1304). Evang. (Matth. 18, 32—35): Jesus lehrt im Gleichnis vom barmherzigen König, welcher seinem Knechte die Schuld von 10.000 Talenten nachließ, aber ihn wegen seiner Unbarmherzigkeit gegen seinen Mittknecht unnachlässiglich strafen ließ, daß auch wir gegen unsere Nächsten Barmherzigkeit üben müssen, um bei Gott Verzeihung unserer Schulden zu finden.

6. Montag. Leonhard, Einsiedler († 559). — **7. Dienstag.** Willibrord, Bischof († 739); Engelbert, Erzbischof und Martyrer († 1225). — **8. Mittwoch.** Gottfried, Bischof († 1118); Willehad, Bischof († 789). — **9. Donnerstag.** Theodor, Martyrer († 306). — **10. Freitag.** Andreas Avellini, Priester († 1608). — **11.**

Samstag. Martin, Bischof († 402); Mennas, Martyrer († 304). Sonnen-Aufgang um 7 Uhr 8 Minuten, Sonnen-Untergang um 4 Uhr 20 Minuten. Tageslänge 9 Stunden 12 Minuten.

12. Sonntag. (Maria Schutzfest.) Martin, Papst und Martyrer († 665); Kunibert, Bischof († 663); Lebuin, Friesenapostel († 770). Evang. (Matth. 22, 15—21): Jesus lehrt im Gleichnisse vom Zinsgroschen, daß man der rechtmäßigen Obrigkeit schuldig sei, Steuern und Abgaben zu entrichten, aber auch Gott gegenüber seine Pflichten zu erfüllen. — Vollmond um 6 Uhr 9 Min. mgs.

13. Montag. Stanislaus Kostka, Ordensmann (1568); Didacus, Bekenner († 1463). —

14. Dienstag. Josaphat, Erzbischof und Martyrer († 1632); Laurenz, Erzbischof († 1180).

— **14. Mittwoch.** Leopold, Markgraf († 1136). (Landesfeiertag in Niederösterreich.) Gertrud, Jgf. († 1302); Waldemar, Bekenner.

12. November.

Der hl. Kunibert, Bischof († 663).

Die herrlichste Stadt an Rhein, „das heilige Köln“, so genannt wegen der vielen Heiligen, die in seinen Mauern gelebt und gestorben sind, zählte auch den hl. Kunibert zu ihren Bischöfen und Bieder. Die Inschrift auf dem kostbaren Reliquienschein in der St. Kunibertskirche zu Köln nennt ihn den Apostel von Sachsen, Westfalen, Friesland und eines Teiles von Gallien, den Gründer der Kirchen von Utrecht, Soest und vieler anderen. Kunibert war ein ebenso frommer und heiliger Bischof als auch ein großer Staatsmann. In beiden Eigenschaften reichte sein Einfluß weit über die Grenzen seiner Diözese. Kunibert entstammte einem vornehmen fränkischen Geschlechte an der Mosel und kam frühzeitig an den Hof des Königs Chlotar II., wo er in damaliger höfischer Sitte erzogen und in den Staatsgeschäften unterrichtet wurde. Die Legende erzählt, ein glänzendes Licht, das einst den frommen Knaben im Schlafe umfloß, soll ihn dem Könige besonders empfohlen haben. Zu Trier machte dann Kunibert seine Studien, wurde Priester und Archidiacon. Am 25. Sept. 623 wurde Kunibert wegen seiner Frömmigkeit, Umsicht, Charakterfestigkeit und Geschäftsgewandtheit zum Bischof von Köln geweiht, und war als solcher eifrig um die Ausbreitung des Christentums unter den noch heidnischen Sachsen und Friesen bemüht. Er erbaute darum die Kirchen zu Soest und Utrecht, um feste Stützpunkte für das Christentum unter diesen beiden noch barbarischen Völkerstämmen zu haben. Kunibert arbeitete so den späteren Glaubensboten in diesen Ländern, einem hl. Willibrord, Bonifatius und Lebuin vor. Schon im Jahre 625 sehen wir Kunibert als einen der mutigsten und entschiedensten Kirchenfürsten auf der großen Synode zu Rheims für Wahrheit und Recht und kirchliches Leben eintreten. In Köln selbst machte Kunibert fromme Stiftungen, u. a. ein Hospital für 12 Laienbrüder. Besorgt um das Seelenheil der Schiffleute, baute er für sie eine schöne Kirche am Rheinufer nebst einem bis ins 19. Jahrhundert bestandenen Kollegiatstift für Geistliche, die den Chordienst und die Seelsorge versahen. Auch im östlichen Teil von Frankreich för-

berte Kunibert christliches Leben durch berühmte Klosterstiftungen. Nicht minder segensreich wie als Bischof war Kuniberts Wirken als Staatsmann und Berater von Königen und Großen des Reiches. Als der berühmte hl. Bischof Arnulph von Metz, müde der ihm aufgedrängten Staatsgeschäfte, sich in die Einsamkeit zurückzog, da wurde Kunibert an dessen Stelle berufen und er wirkte mit Pipin von Landen überaus segensvoll in jenen verworrenen Zeiten, in denen die Ränke herrschsüchtiger Frauen und Großen und die Schwäche oder Grausamkeit der Könige Blut- und Schandthaten aller Art verübten und endlose Kriege verursachten. Am herrlichsten strahlt Kuniberts Tugend als Erzieher des edlen Königs Sigbert III., der unter des frommen Bischofs Leitung zu einem Heiligen der Kirche und als ein Muster der Frömmigkeit und Fürstentugend heranwuchs u. zw. in einer Zeit, in der Laster und Verbrechen gerade an den Höfen der Könige üppig wucherten. Der hl. König Sigbert ist in der Tat das schönste Zeugnis für Kuniberts eigene Heiligkeit. Wohl wissend, daß alle Stände zusammengehören und in christlicher Liebe einander achten sollen, wußte Kunibert Geistlichkeit, Volk und Adel in Eintracht zu verbinden. Große Verdienste soll er sich in der Zeit großer Rechtsunsicherheit des Volkes um die Verbesserung der Gesetze der salischen und ripuarischen Franken und um die Abfassung der alemannischen und bairischen Rechtsbücher erworben haben. Doch Kunibert, wiewohl der Berater dreier Könige, ließ sich nicht blenden von dem Glanze des Hofes und versagte seine Mitwirkung zu jedweder Ungerechtigkeit. Darum zog er sich vom Hofe zurück, als der Hausmeier Grimoald mit List und Gewalt seinen eigenen Sohn zum fränkischen Könige machen wollte. Kunibert widmete sich wieder ungeteilt seiner Diözese, der Ausbreitung des Christentums und seiner eigenen Heiligung, bis er hochbetagt abermals die Leitung des erst 12jährigen Königs Childerich II. übernehmen mußte. Nachdem Kunibert durch 40 Jahre als Bischof von Köln und als weiser Führer des fränkischen Reiches in schweren Zeiten viel Segen gestiftet, ging er am 12. November 663 ein in die verdiente ewige Ruhe. Das Volk verehrte ihn alsbald als Heiligen, Gott verherrlichte sein Grab durch Wunder und auch die Weltgeschichte schildert den vielberühmten Bischof Kunibert von Köln als eine der erfreulichsten Erscheinungen in der traurigen Zeit der Merovinger-Könige.

Streiflichter.

Eine Charakterisierung des Abfalls zum Protestantismus

wie sie schärfer fast nicht gegeben werden kann, hat schon im Jahre 1868 ein ehrlicher Protestant in Hengstenbergs Kirchenzeitung niedergelegt mit folgenden Sätzen, die auf die heutige Zeit, in der die Abfallheke noch viel widerlichere Formen angenommen hat, mehr als je Geltung haben:

„Der Widerwille der Katholiken gegen die Protestanten kann sich nicht mindern durch einen Blick auf die Rekruten, welche die katholische Kirche solchem Protestantismus stellt. Es kommen Uebertritte vor, aber fast allen gilt das Wort: „Diese böse, ehebrecherische Art! Die katholische Kirche kann sich zu solchen Verlusten beglückwünschen. Sie sollte gerne die Schleusen aufziehen, um den stinkenden Unrat abfließen zu lassen dahin, wohin ihn seine Sympathie führt. So langt er bei den Evangelischen an, mit offenen Armen heißen sie ihn willkommen. Doch vergessen wir nicht den anderen „Mehrere des Reiches“, das Haus Israel. Es stellt ein Kontingent, ein lustiges Gesindel. Das Motiv ist in den meisten Fällen das Geschäft, die Ehe einbegriffen.“

Es ist in der That bezeichnend, daß nicht reine, keusche Seelen, die für die Wahrheit sich einen ungetrübten Blick bewahrt haben, sondern zum größten Teil solche, welche nach Christi Wort zu dem bösen, ehebrecherischen Geschlecht zählen, wir sehen das an Wolf, Schönerer, Skall, Stein, Herzog und an den abgefallenen Priestern — sich zum Luthertum oder zum Altkatholizismus hingezogen fühlen. Darum betreibt jetzt auch die Ehebrecher-Gilde, die sich im „Verein der Geschiedenen“ ein Stellbildein gibt, den Abfall vom Katholizismus zum Protestantismus.

Nächstenliebe.

Gedenk' der Armen zu jeder Frist,
Wenn du von Gott gesegnet bist;
Sonst könnte einst es dir ergehn,
Wie wir am reichen Prasser seh'n.

Zeitgeschichten.

— **Belohnte Treue.** Die französische Akademie hat einen Monthyon Preis von 500 Franken einer braven Bewohnerin von Chalons-sur-Saône zugesprochen. Die Ruhmnießerin ist Fräulein Viktorine Angros, 75 Jahre alt. Sie hat 37 volle Jahre hindurch der gleichen Familie gedient. Nachdem sie die Mutter aufgezogen, widmete sie ihre Sorgen den fünf Kindern derselben. Jetzt, wo der Vater und die Mutter gestorben sind, pflegt die treue Dienerin noch deren letztes Töchterchen, die 12jähr. Susanne. Da ihre Dienstgeber große Verluste erlitten hatten, so stellte die Wackeren ihre Ersparnisse zu ihrer Disposition. Heute erwirbt Frä. Viktorine mühsam ihren Lebensunterhalt als Büglerin. Sie bewohnt ein kleines Dachstübchen in der Gloriettestraße in Gesellschaft der kleinen Susanne, die ihre einzige Freude bildet.

— **Geistesgegenwart.** Der französische Romanschriftsteller v. Balzac lag einst nachts in seinem Bette, ohne zu schlafen. Ein Geräusch an einem Schlosse erweckte seine Aufmerksamkeit, er wendet den Kopf um und sieht beim Licht seiner Nachtlampe einen Dieb, der seinen Schreibtisch aufbricht. Es war ein kritischer Moment, Herr v. Balzac aber lachte

laut auf. Der Dieb glaubte sich entdeckt und hielt mit seiner Arbeit inne. Herr v. Balzac lachte immer lauter. „Worüber lachen Sie?“ rief endlich unwirsch der Dieb. — „Worüber ich lache? Darüber, daß Sie ein so großer Tor sind und auf die Gefahr hin, in das Bagno geschickt zu werden, sich bei Nacht mit einem falschen Schlüssel hier einschleichen und in einem Möbel Geld suchen, in welchem ich bei hellem Tage, mit dem echten Schlüssel aufschließend, keines finde.“ Verblüfft entfernte sich der Dieb, und Herr v. Balzac hatte durch seine Geistesgegenwart nicht nur den Inhalt des Schreibtisches gerettet, sondern war auch der naheliegenden Gefahr entgangen, von dem Einbrecher für immer stumm gemacht zu werden.

— **Ein eigenartiges Wiedersehen.** Arthur Milez, ein Pariser Lastträger, geriet unlängst in den Pariser Markthallen mit einem armen, heruntergekommenen Menschen in Streit. Sie wurden bald handgreiflich, so daß zwei Polizisten die Kampfhähne auseinanderbringen mußten, und sie zum Kommissariat führten. Zur Feststellung der Personalien wurde zuerst der Arbeitsuchende verhört, der angab, Jean Milez zu heißen, 45 Jahre alt, und auch den Namen seiner Eltern nannte. Er sei vor etwa 15 Jahren nach Amerika ausgewandert, um sein Glück zu machen, was ihm jedoch nicht gelungen war; er sei dann nach Paris zurückgekommen, jedoch immer mehr in Not geraten, so daß er jetzt in Lumpen ging. Arthur Milez, der dem Verhör seines Gegners beistand, war schon bei den ersten Worten stuhlig geworden, und ein paar Schritte näher getreten; er war so verblüfft, daß er zuerst kein Wort hervorbringen konnte, als aber der andere immer weiter sprach, brach er plötzlich in Tränen aus und rief: „Über das ist ja mein Bruder, den ich seit Jahren vergeblich suche.“ Die beiden Gegner fielen sich bewegt in die Arme und auch der Beamte konnte seiner Bewegung nur schwer Herr werden. Er ließ die beiden natürlich sofort frei; Arm in Arm zogen sie von dannen.

— **Schrecklicher Tod.** Aus Gaud in Frankreich schreibt man: Ein entsetzlicher Unfall trug sich in der Brauerei Van Ader in Bassevelde zu. Der Braubursche Leon Beck fiel in den kochenden Siedekessel eines Gebräus. Erst drei Stunden nachher, als das Personal den Kessel abließ, fand man die ganz zerkochten Ueberreste des Unglücklichen. von dem man glaubte er habe sich zu einigen Besorgungen vom Brauhaus entfernt. Das Opfer ist 40 Jahre alt und hinterläßt eine Witwe mit sechs Kindern in zartem Alter.

— **Ein wackerer Schaffner.** Unmittelbar vor der Durchfahrt des Holland Baseler D-Zuges durch Remagen sprang ein 10 jähriges Mädchen in das von dem Zuge zu durchfahrende zweite Geleis. Die fünfjährige Schwester sprang dem Kinde nach. Der Schaffner Heinrich Lenz, der die Gefahr, in der beide schwebten, erkannt hatte, sprang, obwohl der D-Zug nur noch 1 bis 2 Schienenlängen entfernt war, ebenfalls in das Geleis, erfaßte beide Kinder und drückte sie, indem er sie mit Händen und Füßen umspannte, an

das Gitter, das das erste und zweite Geleis trennt. Alle drei blieben wohlbehalten, obwohl die Trittbretter den Rücken des Lenzen streiften; nur mußte Lenz wegen der erlittenen seelischen Erregung vom Dienste befreit werden. Seine mit höchster Lebensgefahr ausgeführte aufopfernde und mutige Tat wurde am Nachmittag desselben Tages von dem Präsidenten der Direktion in ehrenden Worten anerkannt; auch wurde dem braven Manne eine Belohnung zugewiesen.

— **In der Fieberhize.** Der in Herstal lebende Kaufmann M. D. hatte bei seiner Heimkehr in die Wohnung kürzlich die schreckliche Ueberraschung, zu sehen wie seine Frau sich gerade am Fensterkreuz festhielt, bereit, in die Tiefe zu stürzen. Der entsetzte Gatte hatte nurmehr die Zeit, sie bei den Füßen zu fassen und die Herabhängende so in der Schwebe zu halten, während er laut um Hilfe rief. Aber da seine Rufe nicht gehört wurden, verließen ihn alsbald die Kräfte und er sah sich genötigt, die Last fallen zu lassen. Die Unglückliche stürzte auf den Boden herab, zog sich aber zum Glück keine Verletzung zu. Die arme Frau hatte die schreckliche Tat in der Fieberhize vollführt.

— **Ein Attentat mit einem Malerpinsel.** Ist auf den Polizeiwachtmeister Szymkiewicz in Kalisch (Rußland) verübt worden. Dem wegen seiner Strenge sehr verhassten Wachtmeister näherten sich zwei als Malergehilfen verkleidete Individuen mit Pinsel und Farbertopf. Als sie an dem Beamten vorbeigingen, fuhr ihm der eine wie aus Unvorsichtigkeit mit dem Pinsel ins Gesicht. Mit einem lauten Aufschrei stürzte der Polizeiwachtmeister zusammen, denn der Pinsel war vollständig in Schwefelsäure getaucht. In dem Tumult, der infolge der Hilferufe des Ueberfallenen entstand, gelang es den Attentätern zu entkommen. Der Wachtmeister, dessen Gesicht schrecklich entstellt ist, wird wahrscheinlich das Augenlicht einbüßen.

— **Der Automat.** Vor einem Münchener Restaurant-Automaten stand ein Mann vom Lande und betrachtete neugierig dessen Einrichtung. Lange stand er vor der Aufschrift „Glühwein“. Ein Fremder, der ihn mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete, trat an ihn heran und erklärte die Sache und forderte ihn auf, ein Bechertl in den Einschnitt zu werfen, worauf er aus dem Hähnchen den Glühwein in Empfang nehmen könne. Der Bauer ließ ein Bechertl in den Einschnitt gleiten und bald darauf kam der Glühwein an. Das Bäuerlein hielt den Mund unter das Hähnchen und schlürfte das heiße Raß. Als nichts mehr ankam, sagte er mit glührotem Gesicht, den Mund wischend: „Guat war's scho, aber sakrisch warm!“ dann ging er von dannen.

— **Beim Begräbnis gestorben.** Am 5. Oktober stürzte in Karbiß bei der Beerdigung des Fräulein Sidonie Nowotny, welche im Alter von 21 Jahren gestorben war, als sich der Zug bei der Stadtkirche vorbeibewegte, der Vater der Verstorbenen zusammen und war sofort tot. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein jähes Ende bereitet.

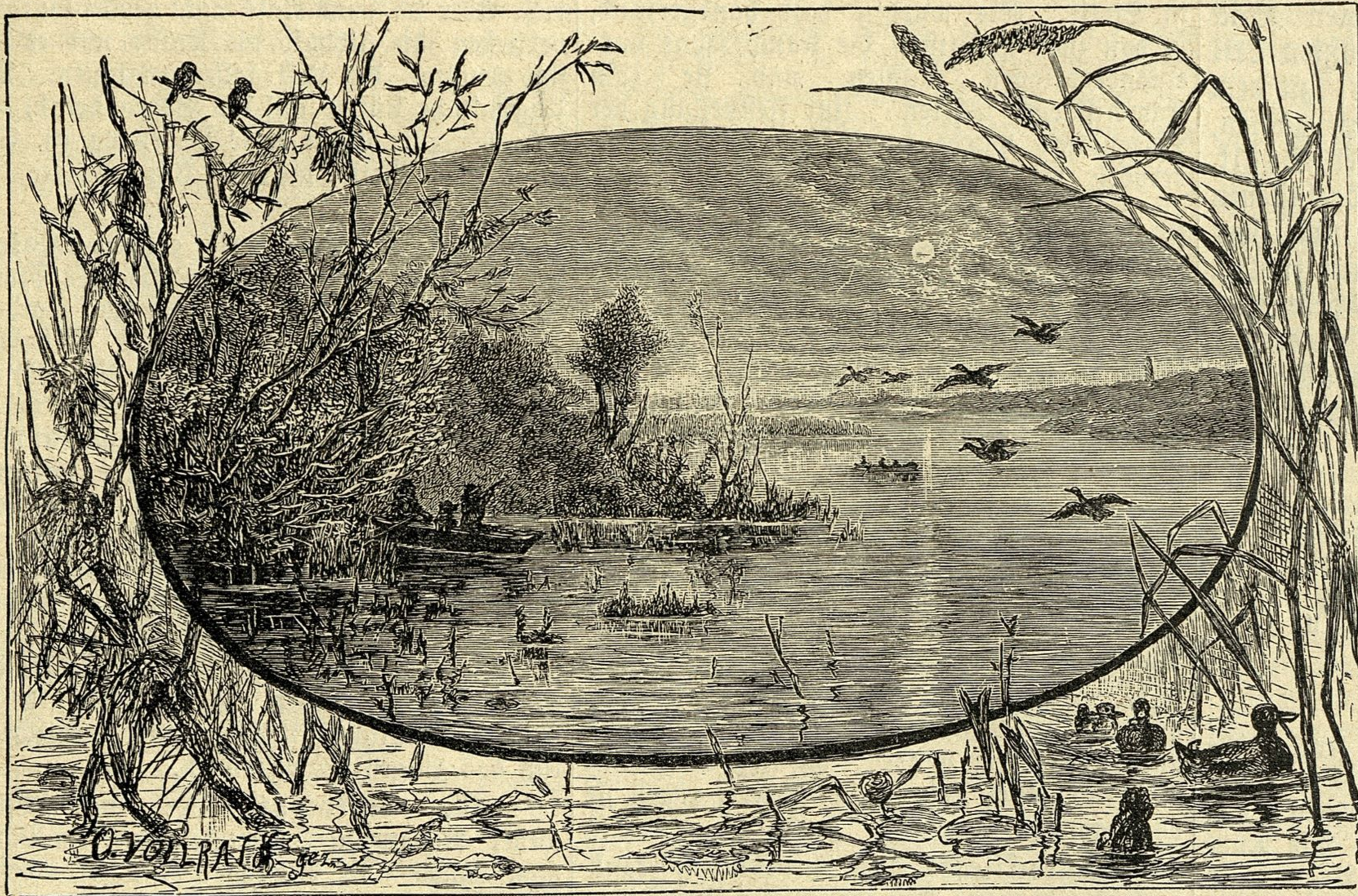
Jagdvergnügen zu Wasser.

An größeren Teichen und schilfreichen Flüssen bietet sich dem Waidmann zu Jagdzeiten reichliche Gelegenheit, seine Gewandtheit und Geschicklichkeit zu betätigen. Vor allem kommt da die Wildente in Betracht. Sie ist eine nahe Verwandte unserer Hausente, die von ihr abstammt, aber bei weitem nicht so schwerfällig und läppisch wie diese. Das aber kommt davon, weil sie von Jugend auf für ihr Fortkommen selber aufkommen muß und von täglichen Gefahren umgeben ist. Die Hausente braucht keine Sorge um Nahrung und Leben zu haben, daß sie später in die Bratpfanne wandern soll, weiß sie glücklicher Weise nicht, und so wird sie bei ihrem bequemen Leben dick und faul. Die Wildente dagegen ist ein ausgezeichnete Flieger und dabei ein

die Ente einen vorzüglichen Braten liefert und die Zucht der zahmen Enten die Nachfrage nicht allein zu befriedigen weiß, so sind die Jäger auch eifrig hinter ihr her. So heißt es auch da, wer viel bieten kann, von dem wird viel verlangt; je edler ein Tierlein ist, umsomehr muß es dem Menschen Blutsteuer zahlen.

Die wilde Ente nährt sich von Sämereien, Schnecken, Kerbtieren, kleinen Fröschen, Fischchen und Laich. Das Nest wird aus Pflanzstoffen locker aufgeschichtet und mit Federn ausgepolstert, die sich das Weibchen am Unterleib ausrupft, gleichzeitig wird der Leib der Ente dadurch geeigneter, die Eier zu durchwärmen. Zuweilen kommt es vor, daß die Wildente anstatt am Boden, auch auf einer Kopfweide in einem alten Krähen-

mächtiger Arm daraus errettet hätte. Zwei Gefährten und ich jagten einigen Gens nach. Der Berg war mit Schnee bedeckt, da sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiern Sinne mächtig, die Armee so weit als möglich ausbreitete, und mich an den Eiswänden festhielt, so daß ich noch über dem Wasser schwebte. Meine Gefährten gaben sich alle Mühe, mich zu retten. Schneller als eine Gense liefen die Beiden wohl eine Meile weit bis zur nächsten Hütte. Ich war schon bis an die Knie in den Strom gesunken und erwartete nichts anderes als den Tod. Da kamen meine Gefährten. Sie hatten in der nächsten Hütte keinen Strick gefunden und hatten eine Bettdecke in Riemen geschnitten und daraus einen Strick gemacht. Diesen ließen sie herunter und ich band ihn mit unsäglicher Mühe um den Leib. Nun zogen sie mich mit aller Kraft aus dem Schlunde; allein plötzlich riß der Strick und ich stürzte wieder hinab. Erst bei dem zweiten Versuche gelang es, mit Gottes Hilfe, mich aus der großen Gefahr des Todes zu retten. Soll ich nicht, so oft ich an dieser Stelle vorbeigehe, dem Herrn, meinem Erretter, eine Träne des Dankes zum Opfer bringen?"



Jagdvergnügen zu Wasser

sehr vorsichtiges und mißtrauisches Tier, besonders dem Menschen gegenüber, und daß sie dazu alle Ursache hat, das zeigt ja schon unser heutiges Jagdbildchen. So eine Entenjagd erfordert daher schon einen recht geschickten Jäger und auch einen gewandten Ruderer, der ihn im Rahne möglichst schnell und unbemerkt an das Wild heranbringt. Dieses ist äußerst wachsam, fliegt sehr rasch auf oder sucht sich in der größten Not durch Tauchen zu retten. Aber auch wenn man die Ente schon vor dem Schusse hat, muß man sie erst noch zu treffen wissen und das ist vom schwankenden Rahn aus und bei dem schnellen Flug des Wildes auch für einen guten Schützen eine preiswerte Aufgabe. Vor Winters Anfang ziehen die Wildenten dem Süden zu, sie werden dann bei uns häufig durch andere wilde Entenarten abgelöst, die aus dem höheren Norden herabwandern. Da

oder Raubvogelneft nistet und brütet. Die Jungen werden dann später von der Mutter im Schnabel ins Wasser getragen.

Der Alpenjäger.

Ein bejahrter, aber mutiger Jäger diente einer Gesellschaft junger Schweizer als Führer auf den Gebirgen. Unvermutet traten dem Führer, als die Gesellschaft eine pfadlose Straße vor sich sah, Tränen in die Augen. Als er um die Ursache dieser Rührung gefragt wurde, antwortete er: „Gottvergessen wäre ich, wenn ich an dieser Stelle vorbeigehen könnte, ohne mich dankbar der Hilfe zu erinnern, die er mir erwiesen hat. Dort in der Ferne ist ein Graben, einige Klaster tief, wo das Eiswasser stromweise unter den Schneebergen hinläuft. An jener gefährlichen Stelle hätte ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden, wenn mich nicht Gottes all-

wohlbekannten Manne den Ort ganz bereitwillig und als dieser die geringe Barschaft eingesteckt hatte, suchte er einen Strick, und fragte das Kind, ob es gerne schaukele. „Oh ja,“ sagte dieses, „der Vater macht mir oft aus einem Strick eine Schaukel.“ „Nun,“ sprach der Mann, „ich werde dir jetzt auch eine machen.“ Er befestigte den Strick an der Decke, machte eine Schlinge hinein, stellte einen Stuhl darunter und forderte das Kind auf, zu schaukeln. Dieses aber entgegnete: „So macht mein Vater nicht die Schaukel, so kann ich es nicht; zeige es mir doch, Tauspate, wie man es macht.“ „Oh ja,“ spricht dieser, steigt auf den Stuhl, steckt seinen Kopf in die Schlinge, der Stuhl fällt um und der Bösewicht, der das arme Kind, den Zeugen seiner bösen Tat, umbringen wollte, bleibt hängen. Das Kind freute sich anfangs über das merk-

In der eigenen Schlinge.

Auf einem einsamen zu Hódmező-Vásárhely in Ungarn gehörigen Gehöfte lebt, wie ein Abonnent der „Hausblätter“ von dort schreibt, ein Ehepaar mit einem Kinde. Vor einem Jahr war einmal das vierjährige Kind allein zuhause, als sein Tauspate, ein benachbarter Bauer, eintrat und fragte, ob es nicht wisse, wo der Vater sein Geld aufhebe. Das Kind zeigte dem ihm

würdige Schaufeln, als aber der Mann die Zunge heraustreckte, rief es: „Jetzt verspottest Du mich auch noch!“ Erst als der Mann schwarz im Gesicht wurde, erschrak es und fing zu weinen an. Als die Eltern nachhause kamen, erzählte das Kind, was geschehen war; aber der Mann war tot.

Allerseelen am Meere.

Heute wandert die Menge
Ihre Toten zu grüßen,
Blumen, Lichter, Gesänge
Können das Leid versüßen.

In dem trauten Grunde
Wohnen die toten Lieben,
Und im engen Bunde
Sind sie uns nah geblieben.

Und sie schlummern und warten,
Bis auch wir zur Erden
Sanft in ihrem Garten
Einst gebettet werden.

Sie allein muß trauern
Ohne Trost am Meere,
Und mit kalten Schauern
Quält sie die weite Leere.

Tausend Hügel wandern,
Keiner kann ihr sagen,
Einer nach dem andern,
Wo sie möge klagen.

Keiner will versüßen
Ihres Leides Tränen
Keiner bringt ein Grüßen
Ihrem heißen Sehnen.

Aug. Schiffmacher.

Moderne Bildung.

Am 8. Juli 1874 war ein Sängerkongress in Luzern. Bei dieser Gelegenheit hatte eine größere Anzahl Sänger aus Zürich und Basel einen Ausflug nach Flüelen mit dem Dampfschiff gemacht. Bei der Rückkehr war auf einer Station der Bischof von Basel mit drei Priestern aufgestiegen. Kaum hatte der Bischof seinen Fuß auf das Schiff gesetzt, so wurde er von zwei Sängern in flegelhafter Weise begrüßt. Der Bischof glaubte durch Schweigen sie zu besänftigen, aber die zwei Räufelstörer gingen ihm nicht von der Seite und bald war die ganze Sängerschar von ca. 300 Mann um ihn und überhäuften den Kirchenfürsten mit abscheulichen Beschimpfungen und hubenhaften Beleidigungen. Die meisten hatten Flaschen in der Hand, aus denen sie in tiefen Zügen tranken. Der Bischof begab sich in die Kajüte, um weiteren Beschimpfungen zu entgehen, allein die Rote folgte ihm brüllend, johlend, pfeifend und fluchend nach und wollte auch in der Kajüte das Treiben fortsetzen. Der Kapitän, dessen Pflicht es gewesen wäre, Ordnung zu schaffen, ließ sich gar nicht blicken und so blieb dem Bischof nichts übrig, als bei der nächsten Station das Schiff zu verlassen. Die freundlichen Sänger bombardierten ihn mit Gläsern und Flaschen und zeigten ihm ihre moderne Bildung.

Gut geantwortet.

An dem aus nah und fern vielbesuchten Feste „Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe“ in Buchheim (Oesterreich),

daß dieses Jahr mit der üblichen feierlichen Prozession am 25. Juni begangen wurde, nahmen auch mehrere Mädchen aus einer Nachbargemeinde teil. Bei der Heimfahrt, die per Bahn erfolgte, kamen diese nun im Coupe mit einem unbekannten Herrn über das Fest zu sprechen. Er fragte die Mädchen, ob auch sie in Buchheim gewesen seien. Auf ihre bejahende Antwort erlaubte er sich die geistreiche Bemerkung: „Da waren auch Sie beim Faschingszug?“ „Nein,“ entgegnete darauf eines der anwesenden tapferen Mädchen, „das war kein Faschingszug; denn wenn's einer gewesen wäre, so wären jedenfalls Sie eingeladen worden, um dort den Narren spielen.“ Das gab im Coupe allgemeines Gelächter; nur das vorlaute Herrlein, das auf seine läppische Frage die richtige, gebührende Antwort erhielt, verzog sich in eine Ecke und verstummte.

Lieber Dorfpfarrer.

Msgr. Ferdinand Prinz von Croÿ-Dülmen, apostolischer Protokollar und Domherr zu St. Peter in Rom, hat im Febr. 1905 auf sein Kanonikat verzichtet, um in Belgien in der Diözese Namur eine Pfarrstelle zu übernehmen. Es ist dies ein außerordentlich seltener Fall, daß ein so hoch gestellter Prälat, dem hier der Weg zu den höchsten Ämtern offen stand, auf all dies verzichtet, um eine Landpfarre zu übernehmen. Der Wunsch des Prinzen ist der, sich ganz der Seelsorge hinzugeben. Msgr. Prinz Croÿ ist geboren am 4. Mai 1867 zu Noeuilly in Belgien.

Nach seiner Priesterweihe (1892) wurde er sofort diensttuender geistlicher Kammerherr Leos XIII. Im Jahre 1898 wurde der Prinz Auditor bei der Nuntiatur Wien, und zwar mit dem Titel Botschaftsrat. Nach zwei Jahren kehrte er jedoch, da ihn die diplomatische Laufbahn nicht befriedigte, nach Rom zurück, wo ihm der heil. Vater ein Kanonikat an St. Peter verlieh. Doch diese Ehrenstellung sagte ihm nicht zu und er wurde daher lieber ein einfacher Dorfpfarrer.

Der Weg zum Frieden.

Der Abt Pastor wurde von einem Westmanne gefragt: „Was soll ich tun, um in dieser unruhigen Welt voll Bank und Streit

die Ruhe der Seele zu finden und in jener Welt in die Wohnungen des Friedens aufgenommen zu werden?“ Der Abt antwortete ihm: „Vor allem lerne Dich selbst kennen; erforsche Dein Innerstes, um die Wurzel aller Unruhe, Deine sündhaften Neigungen, zu entdecken, bete, wache und verleugne Dich selbst, um sie auszurotten.“

Und dennoch.

Der gelehrte Professor Mercier, der ein Mitglied des französischen Nationalkonvents war, schreibt nach dem Sturze Robespierres: „Wie süß ist das Christentum, nachdem man die Moral eines Robespierre, Murat und



Allerseelen am Meere.

ihrer Gefährten kennen gelernt. Wie notwendig ist es für uns, daß jemand nach solch blutigen Schreckensszenen von dem Gotte des Friedens zu uns spricht!“ Die Franzosen haben schon zweimal die blutige, schreckliche Erfahrung gemacht, wohin es mit einem Volke kommt, wenn das Christentum ausgerottet wird. Und dennoch sieht man neuerdings in Frankreich gewisse Männer an der Arbeit, die Religion aus dem Herzen des Volkes, aus den Schulen, aus dem Lande zu vertreiben und dem Unglauben Tür und Tor zu öffnen.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Pius X über Frankreich. Das Schmerzenskind des Papstes ist Frankreich, die älteste Tochter der Kirche. Pius X. hat nun an den Erzbischof von Paris, Kardinal Richard ein eindringliches Schreiben gerichtet, worin er sagt: „Trotz aller unserer Bemühungen, von der Kirche Frankreichs das Unheil fernzuhalten, das heute unvermeidlich erscheint, beharrt man dabei, mit Eifer an der Zerstörung der heiligen und ruhmreichen Ueberlieferungen eures edlen und inniggeliebten Landes zu arbeiten. Wir werden zu geeigneter Zeit und Gelegenheit unsere Gedanken darüber kundgeben und der Geistlichkeit und den Gläubigen Frankreichs die Weisungen erteilen, die die schmerzliche Lage der Dinge erfordert, von der alle ehrlichen und aufgeklärten Geister zugeben, daß sie nicht unser Werk ist, und daß wir für sie in keiner Weise verantwortlich sind.“ Der Papst mahnt dann, die Zuflucht zu Gott dem Herrn zu nehmen in dem feierlichen Augenblick, wo die Religion und das Vaterland in Gefahr sind. Denn „unsere Sache ist trotz alledem Gottes Sache.“ Daher sollen in allen Diözesen Frankreichs öffentliche Gebete angeordnet werden und sollen die Gläubigen öfter die hl. Sakramente der Buße und des Altars würdig empfangen, um die Gebete durch Bußübungen wirksamer zu machen.

Verschiedenes. Der Fürsterzbischof Dr. Bauer von Olmütz hat in den letzten Tagen dem Landespräsidenten von Schlesien, den Fürstbischof Kardinal Ropp in Breslau und dem deutschen Kaiser in Berlin seine Aufwartung gemacht. Die Olmüzer Diözese reicht bekanntlich auch bis nach Preussisch-Schlesien. — In Rom wird am 5. Nov. der neue Erzbischof von Bukarest, Monsignore Raimund Rezhamer, ein Benediktiner aus Maria Einsiedeln in der Schweiz, die bischöfliche Weihe durch Kardinal Gotti empfangen. — Im Königsgräzer Priesterseminar sind heuer nur 5 deutsche Kandidaten des Priesterstandes. Wenn es dann keine deutschen Priester gibt, so tragen daran auch jene die Schuld, die das Volk gegen die Priester hegen und den jungen Studenten die Lust zum Priesterstande rauben oder sie gar sittlich verderben. Aber auch jene bemittelten Kreise sind schuld, die zwar für alle mögliche wirkliche und vermeintliche Förderung des Deutschtums Sinn und Geld haben, aber für den besten Schutz des Deutschtums, zur Unterstützung frommer deutscher Studenten, um manchem armen talentierten Knaben den Weg zum Priesterstande zu ebnen, wenig oder gar nichts übrig haben. Ein Mangel an Priestern aus dem eigenen Volke ist immer auch ein schlimmes Zeichen für das religiöse und sittliche Leben der Familien und einer Nation, aber auch eine Strafe Gottes für ein Volk, das die Religion und Priester nicht mehr achtet oder sie durch die Zeitungen, die das Volk bezahlt, ruhig beschimpfen läßt und sich der Segnungen guter Priester nicht mehr würdig zeigt.

Das Gesagte gilt von vielen Diözesen Böhmens und Oesterreichs.

Zum V. allgemeinen österreichischen Katholikentage in Wien sind Anmeldungen an das vorbereitende Komitee des Katholikentages in Wien I Bäckerstraße 14 zu richten, welches Teilnehmerkarten zu 2 K und Sitzplätze zu 1, 2 und 3 K, sowie auch Quartiere besorgt. Teilnehmer des Katholikentages können nur solche Personen werden, die Mitglieder irgend einer katholischen Organisation sind. Damen lösen keine Teilnehmerkarte, können auch nicht die beschlußfassenden Sitzungen besuchen, wohl aber die beiden Festversammlungen, wenn sie mit Logen- oder Galeriestützen (zu 5, resp. 2 K) versehen sind.

Oesterreich-Ungarn.

Reichsratsersatzwahlen. Bei der am 18. Okt. für die 5. Kurie der 11 Gerichtsbezirke Nordböhmens umfassenden Ersatzwahl des Reichenberger Wahlkreises beteiligten sich von rund 90.000 Wahlberechtigten 49.025, es blieben also leider fast die Hälfte u. zw. fast ausschließlich bürgerliche Wähler liberal-vollklich-christlichsozialer Richtung daheim; davon entfielen auf den jüdisch-sozialistischen Bewerber Hrn. Dr. B. Adler 30.127 Stimmen (61.45 %), auf den von Liberalen, Volklichen und Freialldeutschen unterstützten Hrn. W. Prediger (Deutschnat. Arbeiterpartei) 13.768 St. (28.09 %) und auf Hrn. Jos. Tschiedel (christlichsozial) 4824 St. (9.84 %). 306 Stimmen (0.62 %) waren ungültig oder zersplittert. Es entfielen auf die Christlichsozialen in den Gerichtsbezirken Reichenberg 226, Pragau 64, Friedland 853, Deutschgabel 77, Zwickau 25, Haida 178, B.-Rammitz 96, Rumburg 693, Warnsdorf 560, Schluckenau 1839, Hainzspach 213 Stimmen. Man sieht daraus: Für die Christlichsozialen ist die weitere Organisation und die Verbreitung ihrer Presse eine Hauptpflicht; oder sind, soweit man nur den Prozentsatz abgegebener bürgerlicher Stimmen berücksichtigt, hinsichtlich der Presse z. B. im Schluckenauer Bezirke von dorthin gehenden je 100 Zeitungen wirklich 68 christlichsozial und nur 32 liberal-vollklich-protestantisch, und liegen die Blätter wirklich in diesem Verhältnis auch in den Gasthäusern auf? — Am gleichen Tage wählten die Landgemeinden des Karlsbader Kreises; dort siegte der von den Christlichsozialen unterstützte agrarische Kandidat Th. Zuleger mit 2806 Stimmen über den Schönereraner J. Heinzl (1985 St.); es waren aber von 12.059 Wählern auch nur 4828 zur Urne gegangen. — Im schlesischen Städtebezirke Bielitz-Jablunkau u. wurde der liberale Baurat Otto Günther mit 1056 Stimmen gewählt; der erst zwei Tage vor der Wahl aufgestellte christlich-soziale Gemeinderat Em. Bullawa erhielt 2.2 Stimmen. — Am 30. Okt. wählte der Städtebezirk Eger-Haslau-Franzensbad-Misch-Kopfbach, der bekanntlich zu einem Großteil seit Alters protestantisch ist und darum von schönereanischen Reichsverrättern vertreten war; diesmal stritten sich 4 Kandidaten um den Sieg, die Christlichsozialen hatten den aus Haslau niederöstr. Landessekretär Dr. Anton Frey auf-

gestellt. (Das Ergebnis steht bei Schluß des Blattes noch aus.)

Die Landtage sind seit dem 25. Okt., soweit sie zu einer Herbstsession einberufen wurden, vollzählig versammelt. Allerwärts befaßt man sich mit der Wahlreform. In Prag, Brünn, Lemberg und Innsbruck fanden bei der Eröffnung auf den Gassen Wahlrechtsdemonstrationen statt. Die christlich-soziale Mehrheit des niederösterreichischen und Vorarlberger Landtages erklärte sich sofort für die Einbringung einer Vorlage für das allgemeine, gleiche, direkte Landtagswahlrecht unter Aufhebung der jetzigen Kurien, aber verbunden mit Wahlpflicht und der Forderung einer gewissen Seßhaftigkeit. Im böhmischen Landtage hat die Regierung zwei Vorlagen zur Aenderung der Landtagsordnung und Landtagswahlordnung eingebracht. Es sollen die Mandate der Städte- und Landgemeinden-Kurie um einige vermehrt und die Wahlbezirke anders eingeteilt werden. Außerdem soll eine 4. allgemeine Wählerklasse mit 36 Mandaten eingeführt werden. Die deutschen Parteien verlangen aber auch sog. Vetokurien zum Schutze der deutschen Minorität des Landes, während die Jungtschechen das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht für alle Landtagsmandate eingeführt wissen wollen. In die heftigen Wahlrechtsdebatten des böhmischen Landtags ragt als drohendes Gespenst das durch die Lehrergehaltsregulierung verursachte Defizit von 13.8 Mill. K im Landesbudget, das durch eine abermalige Erhöhung der Biersteuer gedeckt werden soll. Nach den Landtagsitzungen soll am 21. November der Reichsrat wieder zusammentreten, wobei die Sozialdemokraten eine große Wahlrechtsdemonstration planen.

Das Gesetz über die gewerbliche Sonntagsruhe, das wir seinerzeit veröffentlichten, tritt mit 1. November l. J. in Kraft und wurden von den Landesbehörden der einzelnen Kronländer diesbezügliche Verordnungen mit einigen Sonderbestimmungen verlautbart. Im Handelsgewerbe ist in Böhmen an fast allen Orten der Betrieb an Sonntagen von 7 bis 11 Uhr, im Bäckergerwerbe nur bis früh acht Uhr und von abends zehn Uhr an, der Bäckerei-Verschleiß aber den ganzen Tag gestattet, für Fleischer die Erzeugung ganz untersagt und der Verschleiß nur bis 11 Uhr vormittags gestattet, während der Verschleiß am Abend entfällt; Friseure dürfen nurmehr von 6 bis 12 Uhr mittags offen halten; die für Milchwirtschaft und Milchverschleiß nötigen Arbeiten sind auch an Sonntagen gestattet. Vom 1. Jänner 1906 an soll für Komtoirarbeiten vollständige Sonntagsruhe eintreten.

Der Landesverband der nichtpolitischen katholischen deutschen Vereine Böhmens hält am 12. November l. J. in Tetschen a. E. seine konstituierende Versammlung ab. Dem Landesverbande haben sich bereits alle bestehenden Gauverbände Deutschböhmens und eine stattliche Reihe einzelner Vereine angeschlossen. Das Ziel muß aber

sein, daß alle katholischen Vereine sich dem Landesverbande angliedern, um so eine einheitliche und imponierende Organisation darzustellen. Auch einzelne Personen können beitragende Mitglieder des Landesverbandes werden, um so nach und nach den Grundstock zu einem katholischen Vereine in Orten, wo kein solcher besteht, zu bilden. Die Stärkung und Erweiterung der katholischen Vereinsorganisation und die Ermöglichung größerer sozialwohltätiger Einrichtungen ist ja der Zweck des Landesverbandes. Die Beiträge sind sehr mäßige. Anmeldungen werden vorläufig an Hrn. Karl Kziha, Redakteur der „Hausblätter“ in Warnsdorf, erbeten.

Der Rückmarsch in Ungarn wird fortgesetzt: Fejervary wurde wieder an die Spitze des Kabinetts berufen, diesmal wohl mit dem Recht, energische Maßnahmen gegenüber der trotzig-anmaßenden Koalition zu treffen und die Vorlage des allgemeinen Wahlrechtes für alle, die lesen und schreiben können, einzubringen. Am 21. Okt. hat der Kaiser in der Wiener Hofburg die Mitglieder des Ministeriums Fejervary u. zw. Justizminister Bartholomäus Lanyi, Handelsminister Ladis Börös, Minister des Innern Kristoffy, Honvedminister J.M. Bihar, Kultus- und Unterrichtsminister Georg Lukacs und den kroatisch-slavonisch-dalmatinischen Minister ohne Portefeuille Stephan Kovacevics in ihrer Eigenschaft als Geheime Räte beeidigt. Sodann nahm der Kaiser den Baron Artur Feilisch als neuernannten ungarischen Ackerbauminister in Eid. Mehrere gesetzwidrige Beschlüsse einiger Komitate wurden aufgehoben. Die Lösung der für beide Reichshälften bedenklichen Krisis ist noch nicht abzusehen.

Deutschland.

Kaiser Wilhelm beglückwünschte den Fürsten zu Lippe, nachdem der Spruch des Schiedsgerichtes demselben die Regierung des Fürstentums zugewiesen hatte. Am 25. Okt. besuchte er den eben von Tarvis nach Dresden zurückgekehrten sächsischen König Friedrich August, welcher der unverbrüchlichen Reichstreue in einem Trinkspruche Ausdruck gab, während der Kaiser diese Treue als Deutschlands Stärke rühmte, das in den letzten Monaten wegen der Ränke des zum Glücke gestürzten französischen Außenministers von einem plötzlich englisch-französischen Kriege bedroht war. Gerüstet muß es immer sein!

In **Baden** wurde am 19. Okt. das erste mal direkt zum Landtage gewählt. Das Zentrum war dabei sehr glücklich. Alle über die Hälfte katholischen ländlichen und auch mehrere Städte fielen ihm zu (28 Mandate), während in 23 Kreisen Stichwahlen nötig wurden. Der katholikenfeindliche liberal-freisinnige-demokratische Bloc erlitt große Einbußen.

Frankreich.

Der Präsident Loubet erwiderte vorige Woche den Besuch des spanischen Königs Alfons in Madrid, woselbst verschiedene Festlichkeiten und freundschaftliche Rundgebungen

erfolgten. Zum 30. Okt. mußte Loubet nach Paris zurück, woselbst die Kammer eröffnet wurde, um sofort endgiltig das folgenschwere Gesetz über Trennung von Kirche und Staat zu beraten.

Rußland.

Revolution in großem Umfange und mit bedenklichsten Folgen ist während der letzten Woche im Zarenreiche eingetreten, nachdem eben Zar Nikolaus und der Mikado von Tokio mit einigen Abänderungen zu gunsten Japans den Portsmouth russisch-japanischen Friedensvertrag endgiltig unterzeichnet hatten. Das Ziel der Revolution bildet die Erringung größerer politischer Wahl- und Beratungsrechte, als sie die vom Zaren schon zugesagte Reichsduma haben soll, wenn auch jüdisch-anarchistisch-nihilistische Elemente den gänzlichen Umsturz anstreben. Krawalle, Streiks, Putzche, Attentate hatten bisher, so viele und schreckliche deren seit Jahresfrist vielmals vorkamen, einen lokalen Charakter, es fehlte ihnen eine einheitliche, zielführende Leitung und man wurde ihrer so leichter Herr. Diesmal aber hat man es vor allem auf eine Lähmung des gesamten Verkehrslebens durch einen Streik der Eisenbahner abgesehen, dessen Folgen und Verwirrungen zum Generalstreik auch anderer Berufe führen, das Publikum der Städte durch Mangel an Lebensmitteln in Not und Aufruhr bringen und die rasche Herbeiziehung militärischer Verstärkung verhindern. So war bereits am 25. Okt. durch Stillstand aller dortigen Bahnlinien Moskau von allem Verkehr abgeschnitten und sogar Telegraph und Telephon bedroht. Die Lebensmittel wurden schrecklich teuer, Plünderungen brachen aus, Hungersnot schien unvermeidlich. In letzter Stunde soll wenigstens der Betrieb der Strecke Moskau-Kasangenlungen sein. In Baku, Chankow, Tatarinoslaw, Riga, Warschau, in welchem am 27. Okt. zwei Stadtteile in Flammen standen, Lodz, Pabianice u. gab es teils große Ausstände, teils blutige Unruhen, Attentate und Barrikadenbau, in Charkow besonders seitens der Studenten. Inzwischen griffen Streiks und Unruhen aber auch auf Petersburg — sämtlich aus politischen Ursachen — derart über, daß schon am 27. Okt. stündlich der Ausbruch einer Katastrophe befürchtet wurde. Der Ausstand der Eisenbahner ging sogar auf Abteilungen des Verkehrsministeriums über. Die Lebensmittelpreise stiegen besonders in den Vororten gleich um das dreifache, überall stürmte man die Lebensmittelhandlungen, um rasch noch etwas zu kaufen oder zu nehmen, da es hieß, dieselben wollen in 3 Tagen ganz schließen. Dies hat der Stadtgouverneur Trepow verboten. In der Petersburger Universität rotteten sich am 26. Okt. abends 20.000 Leute zusammen. Heizer forderten sie auf, sich zu bewaffnen und so die Lage zu ändern, der Generalausstand sei die Revolution. Die Regierung mußte nun zum Äußersten greifen: jeder Soldat und Polizist führt mindestens 25 scharfe Patronen,

sobald sich sechs Personen in verschiedenen Städten zusammenrotten, soll geschossen werden, die Artillerie ist jeden Augenblick mit geladenen Geschützen zum Ausrücken bereit. Andererseits hat die Leitung der sozialrevolutionären Partei den Verkauf und die Verteilung von Feuerwaffen an die Ausständigen organisiert. — Am 27. Okt. stand weit über 1 Million Arbeiter im Lande im Ausstande, darunter 750.000 Eisenbahner, Postangestellte und zugehörige Werkstättenarbeiter. In Petersburg versagte an diesem Tage auch die elektrische Beleuchtung. Ueber Charkow wurde der Kriegszustand verhängt, in Reval plünderte man die Waffenläden, Lodz ist von allem Verkehr abgeschnitten, vielmals sind Brandstiftung und Plünderung an der Tagesordnung. In Petersburg waren am 27. Okt. 60.000 Mann Militär konfigniert. Man muß auf das Schrecklichste gefaßt sein.

Der Verkehrschef Fürst Schilkoff und der in den Grafenstand erhobene Minister Witte, der angeblich schon nächster Tage an die Spitze eines verantwortlichen Kabinetts berufen werden soll, erklärten einer Deputation der Eisenbahner, daß das allgem., gleiche, direkte Wahlrecht nicht am Platze sei, dagegen werde Pressefreiheit mit gewissen Einschränkungen, Versammlungsfreiheit, Redefreiheit und religiöse Duldung gewährt werden, die Beendigung des Streiks aber sei unerlässlich. — Aus Sebastopol meldeten am 27. Oktober Telegramme, das wegen seiner früheren Meuterung berüchtigte Kriegsschiff „Potemkin“ sei von neuen Meuterern verbrannt worden.

Schweden-Norwegen.

Die Auflösung der Union zwischen diesen beiden skandinavischen Staaten ist nun endgiltig vollzogen, nachdem Norwegen, das früher mehr zu Dänemark gehörte, durch die Napoleonischen Wirren an Schweden kam, nun aber nach der vergeblichen Forderung einer eigenen Außenvertretung sich bekanntlich trotz des Einspruches König Oskars heuer für selbständig erklärte. Schweden verzichtete darauf, sein Recht durch einen Krieg geltend zu machen; das Parlament in Stockholm willigte in die Trennung, nachdem in Norwegen sich auch die Volksabstimmung dafür ausgesprochen hatte. König Oskar von Schweden hat nun am 27. Okt. feierlich auf die Krone Norwegens verzichtet, aber auch nicht gestattet, daß ein Prinz seines Hauses die Krone annehme, da dies gegen den Prinzen oder gegen ihn Mißtrauen erregen könnte. Die norwegische Vertretung frug nun in Kopenhagen an, ob der zweite Sohn des dänischen Königs Christian, der mit der englischen Prinzessin Maud vermählte Prinz Karl, die Krone des hl. Olaf annähme. Er soll zugesagt, dies aber von einer Volksabstimmung abhängig gemacht haben; am 12. Nov. soll dort eine solche Abstimmung darüber entscheiden, ob Norwegen Monarchie bleibt und für ihn, der den Namen Hakon VII. tragen soll, sich erklärt, oder aber für die republikanische Staatsform.

Missionswesen.

Das Geheimnis des Erfolges der Missionen

liegt in dem Aussprüche des größten Missionärs, des hl. Völkerapostels Paulus: „Ich bin allen alles geworden, um alle zu gewinnen.“ So trachten auch die katholischen Missionäre allen alles zu werden. Und diese alle umfassende Liebe findet auch Eingang in die Herzen und Hütten der Wilden. Ein Missionär aus Deutsch-Ostafrika schreibt darüber in der Zeitschrift „Gott will es“ folgendes:

Soweit unsere anderen Pflichten dies nur gestatten, suchen wir die guten Leuten in ihren Wohnungen auf. So gewöhnen sie sich an uns. Dazu senden wir nach links und rechts unsere Katechisten vor uns aus, und diese erteilen dem Volk vorläufigen Unterricht in der Religion. Hat der Katechist den Leuten so viel Interesse an unserer hl. Religion eingeflößt, daß sie uns in der Missionsstation besuchen, so staten wir, so viel nur eben tunlich, den Besuchern einen Gegenbesuch ab, worüber sie dann ebenso erfreut sind, wie eine gut christliche Familie in Deutschland über den Besuch ihres Pfarrers. Besonders in der ersten Zeit war allerdings der Empfang bei den weiter entfernt wohnenden Heiden weniger herzlich. Das rührte indes nicht von der Gleichgültigkeit her, sondern mehr von der Unbeholfenheit der guten Schwarzen, die es sicher nicht böse meinten. Es kam ihnen nicht einmal in den Sinn, dem Missionär einen Sitz anzubieten oder ihn einzuladen, ein wenig auszuruhen. Man macht denn auch keine langen Komplimente, sondern wählt sich das beste Plätzchen aus, nämlich der „Haustür“ gegenüber, an der Wand, die bei allen Negerwohnungen die inneren Räume vom Portal scheidet. Dorthin läßt der Missionär das Stühlchen stellen, das er sich eigens hat nachtragen lassen. Keiner erblickt darin eine Anmaßung oder Unbescheidenheit.

Nun sucht der Missionär mit den Hausbewohnern ein Gespräch anzuknüpfen, so gut es gehen will. Anfangs sind sie in der Regel so stumm wie die Fische, denn sie sind höchst argwöhnisch und fürchten, sie könnten sich verplaudern. Ich frage sie, wie viele Kinder sie hätten. „Gar keins,“ lautet die Antwort, „die Pocken haben sie alle dahingerafft.“ — „Ist eure Bohnen- und Sorgho-ernte gut ausgefallen?“ — „Nein, Bwana, wir sind nicht stark genug, um Landbau zu treiben.“ Hat man es aber mit einem guten Alten zu tun, mit dem man schon etwas bekannt ist, dann fließt die Unterhaltung besser dahin. Man braucht ihn bloß auf dies Gebiet zu bringen, dann läßt er eine begeisterte Lobrede vom Stapel über die gute, alte Zeit, da es noch keine Kinderpest gab. „Ja, das war doch wenigstens eine Zeit, die das Leben wert war, als das Land noch weiß von Milch und gelb von Butter war. (Nach Herzenslust Milch trinken und sich mit Butter einreiben, ist das Ideal der Banyarunda.) Da existierten nicht die elenden Funza (Sandflöhe), da zogen wir unter Führung des tapferen Luabugiri (Vater des jetzigen Königs) in den Krieg und kehrten heim beladen mit

— Ruhm? O nein, davon hat der Banyarunda keinen Begriff, nein, beladen mit Ziegen und Schafen, Haden und Kuhfellen. Luabugiri, ja, das war ein ganzer Kerl, selbst die Geister der Abgestorbenen hätten nicht gewagt, ihn anzurühren, und Uhangombe, der vornehmste von allen Geistern des Landes, schäkte sich glücklich, ihn zum Freunde zu haben. Da hätte es kein Weißer gewagt, sich in seinem Lande festzusetzen, aber jetzt treibt sich allenthalben Pack im Königreich umher; Soldaten, Wangwana (mohammedanische Neger) und Weiße.“

Der gute Alte merkt in seinem Eifer gar nicht, daß er in nicht sehr hochschätzenden Ausdrücken von mir redet, aber man darf es nicht so übel nehmen und bleibt so freundlich, als hätte er das schmeichelhafteste Kompliment von der Welt gemacht. Da gilt es denn zunächst, ein versöhnendes Wort zu sagen von den Vorteilen, der Ruhe und Sicherheit, die die Ankunft der Weißen gebracht hat, und im Verlauf des Gesprächs findet sich denn auch bald Gelegenheit, ein wenig von Gott und Ewigkeit einzuflechten, vom Glück, das der Guten, und von den Leiden, die der Schlechten nach diesem Leben warten.

Wie überall, so ist auch hier die Jugend am leichtesten zu gewinnen. Anfangs liefen mir die Kinder nach, wie wir es seinerzeit machten, wenn Barentreiber und Zigeuner im Städtchen auftauchten, stets auf dem Sprunge, um beim mindesten verdächtigen Zeichen das Hasenpanier zu ergreifen. Doch allmählich geht die Furcht in Zutraulichkeit über, besonders wenn man von Zeit zu Zeit ein paar Glasperlen unter die kleine Schar wirft oder einige Stückchen Tabak austeilt.

Solche Besuche bei wildfremden Leuten ebnen dem Christentum selbst den Weg, wenn auch nicht viel von Religion gesprochen wird. In der Nachbarschaft der Station sind die Neger schon viel vertraulicher mit uns, als das selbst in katholischen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Der Missionär muß für jedermann ein gutes Wort bereit haben; die Schwarzen kommen uns so oft ins Haus, als sie wollen; sie brauchen sich nicht erst anmelden zu lassen, denn von morgens bis abends steht unsere Tür allen offen; jeder ist bei uns zu Hause, ob arm, ob reich (der Reichen kommen freilich nicht so viele), ob groß oder klein; und stets lauert oder liegt eine Anzahl Neger am Boden. Sie kennen uns alle beim Namen und kaum ist man zur Umzäunung um das „Pfarrhaus“ hinaus, da schallt schon von verschiedenen Seiten: „Guten Tag, Bwana Semoro, bist du noch gesund? Hast du gut geschlafen? Wo gehst du jetzt hin?“ usw. Jedem muß der Missionär dann Rede und Antwort stehen: das kostet uns keinen Pfennig und stellt den Fragesteller zufrieden.

Wie man sieht, geht das Werk der kath. Missionen gar langsam von staten und erfordert gar viel Geduld, Ausdauer und Liebe — aber auch viel Geld, das die Liebe der Katholiken aufbringen muß.

Erziehungswesen.

Adalbert Stifter über Stricken, Sticken und Häuslichkeit.

Ob auch nur eine unserer werten Leserinnen oder einer der Leser ganz mit dem großen Dichter über obige Punkte, die Stifters Mädchenideal zuwiderlaufen, übereinstimmt? Er hat wohl nur zunächst das Uebermaß tadeln wollen, und da „allzuviel immer ungesund“ ist, darf man sein absprechendes Urteil beachtenswert finden. Aber der große fittlich edle, reine, fromme Dichter, des Böhmerwaldes Adalbert Stifter († 28. Jänner 1868), dessen 100. Geburtstages jüngst, am 23. Oktober 1905, überall und besonders in seinem südwestböhmischem Heimatstädtchen Oberplan ehrenvollst gedacht wurde, war eben zu sehr ein Freund echter Kunst und der herrlichen Gottesnatur, ein Anhänger des Wissens und edlen, höheren Strebens, daß er bei seiner Dichternatur dem kleinlichen, materiellen Sinnen und Trachten sovieler seiner Mitmenschen keine holde Seite abgewinnen konnte; sein Ideal war die Verehrung und der Preis „der schönen Seele in der schönen Form.“

Anläßlich der Gedenkfeier seines 100. Geburtstages seien an dieser Stelle wörtlich einige Ansichten desselben über sein Mädchenideal wiedergegeben. Als ein solches ist wohl „Angela“ in seinen „Feldblumen“ (z. B. in Amelang's Ausgabe, S. 74, 75 u.) aufzufassen. Er rühmt ihre Sprachkenntnis, Latein, Griechisch, Englisch, Französisch, ferner daß sie Mathematik genug zur Erfassung der allgemeinen Naturlehre versteht, Bücher über Seelenkunde und Naturlehre behufs Verständnisses der Weltgeschichte lese, ebenso philosophische Schriften, aber gegen Physiologie sich wehre, weil sie eine Zerstörung der schönen innern Welt daraus fürchte. „Ich bewundere ihren Lehrer; denn er war es, der ihren schönen Geist in die ersten Hallen der Wissenschaft führte und ihr die Bilder des Iustempels deutete. Darum ist ihr die Wissenschaft Schmuck des Herzens geworden, und das ist die größte und schönste Macht desselben, daß sie den Menschen mit einer heiligenden Hand berührt und ihn als einen des hohen Adels der Menschheit Teilhaftigen aus ihrer Schule läßt — freilich bei andern bleibt es dürr liegen, wie die glänzenden Dinge, die ein Rabe in sein Nest trägt und auf denen er dann blödsinnig sitzt . . .“ Er rühmt dann diese strahlende, würdevolle Jungfrau, vor der zaghaft jeder Schmutzgedanke verstummen müsse, fährt dann aber fort, daß dies sein Ideal eine Menge Dinge nicht könne, was nicht zu lernen sonst beinahe für jedes Mädchen als Schande gehalten würde, z. B. sie kann nicht Stricken!

„O dieser ewige Strickstrumpf, an dem unsere Jungfrauen nagen — es gibt nichts Naderes und Geistloseres, als das unendliche Fortbohren und das Zuschauen eines unglücklichen Mannes. Wohl wird es zuletzt zur Gewohnheit und sie können so schön und frei denken, ob sie stricken oder nicht — aber es ist nicht wahr; denn welche kostbare Zeit verlernten sie an dem Ding und verlernten

dabei das schöne, freie Denken mit, welches Denken übrigens bei jeder fortgesetzten einformigen Körperbewegung immer etwas von dem Wesen dieser Bewegung annimmt, Ersparnis ist es in den meisten Familien auch nicht; denn sonst müßten sie folgerechterweise auch die Schuhe machen und noch andere teure Sachen — und wo Ersparung nützt, hätten die Töchter etwas Besseres lernen können, um sich damit Strümpfe genug und all die teuren Sachen obendrein zu verdienen. Bei ihrer sehr einfachen Art, sich zu kleiden, erspart Angela mehr, als sie für ihre Strümpfe wird ausgeben müssen. Es ist Unglück genug, daß bei dem Unsinn des Verschwendens, der sich der Welt bemächtigte, ohnehin ein großer Teil der Menschen verdammt ist zur lebenslangen Arbeit des Körpers, daß er kaum Zeit hat, zum Himmel zu schauen, wie er so schön blau ist. Dazu hat uns Gott nicht gemacht und Jahrtausende werden vergehen, bis wir natürlicher, d. h. geistig reicher und körperlich einfacher werden.

„Ferner das Sticken, von dem ihr Lehrer sagte, es sei die sündenvollste Zeitverschwendung, denn das endlich fertige Ding ist kein Kunstwerk; ist es schön, so ist das Vorbild schuld, nicht die Nachmacherin; meist aber bleibt es hinter dem mittelmäßigsten Gemälde zurück und kann solches auch seiner Verfertigung zufolge nicht erreichen, kostet aber so viel Zeit und Mühe, daß man mit derselben ein wahrer Künstler in Farben werden könnte — ferner als Geräte dient die Stickerei nicht, da zu viel Zeit und Geld daran haftet, als daß man sie sofort ohne Umstände gebrauchen könne, da man Polster, Teppiche u. s. w. sehr geschmackvoll haben kann und um weit geringere Mühe und Preise. Das Machen — und dies ist das traurigste — gewährt auch nicht das geringste Ersprießliche; denn man denke, wie viele schöne Gedanken und Empfindungen könnten in der Zeit durch das Herz der Jungfrau gehen und ihr geläufig werden, während sie zusammengebeugt und eingeknickt die mechanische Arbeit verrichtet und in den gefärbten Wollknäueln wirtschaftet. Ja, dieses langsame, tote Nachstechen von Form in Form verödet das Herz und der Geist wird dumpf und leer . . . Dann welcher Nachteil für die Gesundheit, wenn der blühende, drängende, treibende Jugendkörper zusammengeknickt wird und in einer Stellung stundenlang verharret, die ihm unnatürlich ist und im Eifer der Arbeit noch unnatürlicher gemacht wird durch vermehrtes Bücken, durch das Andrücken des Rahmens an die Brust und dergleichen. Wirklich dachte ich auch oft, wenn ich so eine holde, aufkospende Gestalt über dem Rahmen hängen sah: — Du liebe, arme Blume, man hat einen finsternen Topf über deine Herzblätter gestürzt, daß du nichts weißt von Luft und Sonne; — wenn Du statt dessen diese Zeit durch in die Strahlen gestellt würdest, die aus so vielen großen Herzen der Vergangenheit auf uns herüberleuchten: wie würdest du daran deine Blüten entfalten können! — wenn du statt dessen in den Hauch Gottes gestellt würdest, der von Bergen zu Bergen weht: wie würdest du die großen,

frischen Blätter deiner Seele aufstun und froh erstaunen über die Schönheit der Welt! —

„Freilich sagen die Guten: „Aber es freut uns, solches zu bilden und dann unserer Hände Arbeit in der lieben Wohnung zu erblicken und uns zu freuen, wenn sie dem Geräte zur Zierde dient, und uns an den Werken einstens in die schöne Jugendzeit zurückzuzählen.“

„Ihr Lieben, Holden,“ sage ich dagegen — „ja bildet nur, aber gleich noch etwas Schöneres, wenn ihr schon den Bildungstrieb habt — etwas, das noch dazu leichter ist; — lernet, daß es ein Schaffen gibt, ein Erschaffen des eigenen Herzens, Bildung dieses schönen Kunststückes, Ansammlung und Eigenmachen der größten Gedanken, welche erhabene Sterbliche vor uns gedacht haben und uns als teures Erbstück hinterließen; ja, lernet, daß ihr leicht in der wahren Kunst etwas zu machen verstehen werdet, was aus der freien Seele quillt, nicht als Aßtertrieb eines fremden Stammes und woran ihr als an einer viel schönern Blumenkette in eure Jugend zurückgehen könnt! Wenn ihr mir aber vorhalten könntet, es freue euch nun einmal so und nicht anders und die Freude sei der Zweck: dann widerlege ich euch nicht mehr . . .

„Dann haben sie ein anderes Zauberwort, mit dem sie sich tragen und alles abfertigen: die Häuslichkeit. Diese Häuslichkeit aber ist ein Hinfristen an Bändern und Kram, ein Ordnen der Hausbälle und Tafeln und Gesellschaften und ein unnötiger Prunk an Kleidern und Gerätschaften. Freilich, da hat eine Frau samt der ihr beigegebenen Dienerschaft genug zu tun. Wenn aber Häuslichkeit nur heißt: Wohnung, Kleider, Speise in ordentlichem Stande zu erhalten, so mag dies allerdings ein Teil und zwar ein kleiner Teil des weiblichen Berufes sein, der aber so leicht zu erfüllen ist, daß zu dem größern und höhern noch Zeit genug übrig bleibt, da ohnehin an diesen Dingen Mutter Natur die größte Einfachheit vorgeschrieben hat und die Abweichung durch Krankheiten aller Art bestraft.“

Gesundheitspflege.

Pflege des Ohres.

Von allen Sinneswerkzeugen, die uns der liebe Gott geschenkt hat, macht sich trotz des unausgesetzten Dienstes, den es leistet, keines weniger bemerkbar als das Ohr. Des neugierigen Auges, das wir öffnen und schließen können, das wir auch fortwährend nach den Gegenständen, die wir sehen wollen, zu richten haben, werden wir fast in jedem Zeitmoment bewußt, desgleichen der Zunge, der beweglichen Trägerin des Geschmacksinnes, dann der Nase, des so vorwiegend mitten im Gesicht sich breitmachenden Riechorgans, und nicht zuletzt der äußeren Wand unseres Körpers, der Haut, die uns bald an der bald an jener Stelle fühlen läßt, daß es außer uns harte Gegenstände gibt, an denen man sich nicht stoßen darf. Das Ohr dagegen arbeitet still, reglos, ununterbrochen. Obwohl es uns die äußere Welt gerade von ihrer lautesten Seite erkennen läßt, macht es doch von sich selber so

wenig Aufsehen, daß wir meistens gar nicht daran denken, daß es das Ohr ist, das uns bedient, wenn wir einen lauten Schall, eine schöne Musik oder die Stimme eines uns lieben Menschen hören.

Eben aber weil das Ohr so bescheiden ist und sich, was es selber angeht, so wenig bemerkbar macht, weil es selber nimmer schweigend, die lautesten Kundgebungen der Welt uns zuführt, so vergessen wir seiner auch so leicht, haben wenig acht auf diesen treuen Diener unseres neugierigen Geistes. So aber kommt es, daß wegen mangelnder Sorgfalt und Pflege von unserer Seite das Ohr leicht erkrankt.

Vor allem wird es übersehen, das Ohr regelrecht zu reinigen und doch sollte das öfter geschehen. Wir meinen da nicht die Ohrmuschel; die wird ja jeder reinliche Mensch jeden Tag auswaschen. Nein, wir meinen den inneren Gehörgang, den man öfter mit warmem Wasser ausspülen soll. Man neigt den Kopf so stark auf die Seite, daß das Ohr nach oben steht und läßt aus einem kleinen Tröpfchen mit Ausguß ein paar Tropfen Wasser ins Ohr fließen. Ein kräftiges Summen im Ohre wird bald anzeigen, daß das Wasser hineingedrungen ist, man verbleibt eine Weile in der Stellung und neigt sich dann auf die andere Seite, um das Wasser wieder herausfließen zu lassen. Sodann nimmt man das andere Ohr in gleiche Behandlung. Man sieht, das alles geht kinderleicht und ein Tor ist, wer diese höchst nützliche Manipulation nicht ab und zu in der Woche wenigstens einmal vornimmt. Kaltes Wasser darf aber dabei nicht genommen werden, sondern nur warmes.

Ueberhaupt ist das Ohr gegen Kälte zu schützen. Besonders schädlich ist es, wenn in der kalten Jahreszeit das Ohr einem starken Luftzug ausgesetzt ist; es treten dann leicht Erkältungen und Entzündungen des inneren Ohrganges ein und diese sind in der Regel mit lange dauernden und lästigen Uebelständen verknüpft. Bei Katarrhen, Schnupfen u. dgl. fühlt man auch häufig Trockenheit und prickelndes Jucken im Ohre. Dagegen sind die schon gesch. lerten Ausspülungen am besten. Merkt man, daß der Ohrgang stark durch Ohrschmalz verstopft ist, so läßt man sich am besten das Ohr mit einem Glas- oder Gummisprißchen mit warmem Wasser ausspielen. Am besten geschieht das durch den Arzt. In jedem Falle gehe man sofort zum Arzte, wenn ein fremder Körper, ein Stein, eine Bohne, ein Getreidekorn u. s. w. ins Ohr geraten ist. Jeder Versuch eines Unkundigen, hier zu helfen, kann den schwersten Schaden bringen, während der Arzt in der Regel im Handumdrehen Abhilfe schafft. Gegen Zahnschmerz irgend etwas ins Ohr zu stecken, ist ein allgemeiner Brauch; aber er ist gar nicht zu empfehlen. Dem Zahnweh wird dadurch nicht viel abgeholfen, das Ohr aber kann schweren Schaden leiden.

Alle Ohröle, auch Eingießen von Milch, sind vom Uebel. Das Fett bleibt im Ohre hängen, ruft Entzündung hervor und verschlimmert das Uebel. Warmes Wasser ist

das beste in jedem Falle; auch wenn ein Insekt zufällig ins Ohr geraten ist. Auch soll man nicht mit harten Gegenständen als: Haarnadeln, Nadeln, Bleistiftspitzen u. s. w. in's Ohr fahren.

Für Haus und Küche.

Hammelschlägel gebraten. Ein Schlägel von einem gut gemästeten Hammel soll je nach der Witterung sich 2 bis 8 Tage abhängen, ehe es gebraucht wird. Dann klopft man ihn, häutet ihn, entfernt alles Fett und legt ihn 12—24 Stunden in saure Milch — wenn man ihn nicht mit Beize behandelt — wodurch er besonders zart wird. Hierauf reibt man ihn mit Salz und Pfeffer ein, spickt ihn gut und bratet ihn mit Butter im Rohre oder am Spieß.

Aepfeleierkuchen. Man schält Aepfel, schneidet sie fein und stellt sie, mit Zucker bestreut, einige Stunden hin. Dann weicht man Milchsemmel in Wasser ein, vermischt sie mit den Aepfeln, gibt für jede Person 1 Ei, Milch und Zimt dazu. Ist alles gut gemischt, so füllt man es in eine Auflaufform und bäckt es 1 Stunde lang.

Kraut eingebrannt. Man schneidet einen festen Krautkopf fein und lang nudelig, dann wird er mit Wasser, Essig, Salz und Kümmel gesotten, zu angelauener Zwiebel in lichte Einmach gegeben und mit seinem Sude und etwas Suppe vergossen. Auch kann man ein paar Löffel sauren Rahm dazumischen.

Kalbsgulasch. Man läßt zwei große, feingeschnittene Zwiebeln mit Bratenfett gelblich anlaufen, gibt ein samt Knorpeln und Rippen klein geschnittenes Brust- oder Halsfleisch oder am besten eine kleine, zerschnittene Schulter hinein, übersalzt sie und bestreut sie mit gestoßenem Paprika. Man läßt das Fleisch im eigenen Saft dünsten, bis es Farbe hat, dann kocht man es mit etwas Suppe und zuletzt mit saurem Rahm auf.

Eiergözen. In einer Bratpfanne legt man über $\frac{1}{8}$ Kilo in Scheiben geschnittenen Speck eine Schicht Weißbrotscheiben und gießt darüber eine Eiermilch, die aus 1 Liter kalter süßer Milch, 8 Eßlöffeln gutem Mehl, 6—8 Eiern und Salz gemischt ist. Das Ganze muß bei mäßiger Hitze $\frac{3}{4}$ Stunden lang backen.

Für den Landwirt.

Die Hegelundsche Melkmethode

Ueber die Hegelundsche Melkmethode, von der schon soviel Wesens gemacht worden ist hat der Berliner Dr. Wenk Versuche angestellt, und ist zu dem folgenden Ergebnis gekommen.

1. In der Milchmenge und in der Fettmenge, welche durch Hegelunds Eutermassage nach Beendigung des gewöhnlichen Melkens aus jedem Euter gewonnen werden kann, hat man nicht einen wirklichen Mehrertrag zu sehen, sondern nur einen Vorstoß auf das Ergebnis der nachfolgenden Melkung, die dann eine geringere Ausbeute gibt. Die Hegelundsche Methode währt also nur scheinbar einen Gewinn.

2. Während des Melkens tritt weder eine lebhaftere Neubildung von Milch, noch eine stärkere Zufuhr von Fett ein, wie in den Pausen.

3. Die Zusammensetzung der nachgemolknen Milchmenge ist nicht unwesentlich verschieden von der durch gewöhnliches Melken dem Euter entzogenen letzten Milch. Der Gehalt des Nachgemolktes an Fett ist etwas verschiedener. Die fettfreien festen Stoffe sind aber darin in geringerer Menge enthalten als im Hauptgemelke.

4. Je stärker das Euter mit Milch angefüllt ist, um so mehr Milch bleibt in den Kanälchen zurück. Diese Tatsache wirkt bei der Erscheinung mit, daß nach verschiedenen langen Pausen des Melkens der prozentische Fettgehalt der Milch immer ein etwas höherer ist.

5. Es soll rein ausgemolken werden, nicht weil dadurch mehr Fett gewonnen werden könnte, sondern um die Leistungsfähigkeit des Euters voll zur Entfaltung zu bringen.

6. Der Erfolg der Hegelundschen Melkmethode beruht auf der Nachwirkung eines Reizes, der durch das gründliche Melken auf das Euter ausgeübt wird. Daher beeinflusst nicht nur der Füllungsgrad oder die Häufigkeit der Entleerung, sondern auch der Melkreiz die Milchabsonderung.

7. Die Hegelundsche Melkmethode macht die Milch etwas reicher an Trockensubstanz. Die Fettproduktion wird dabei nicht mehr angeregt, wie die Erzeugung der anderen Bestandteile.

8. Die Hegelundsche Melkmethode regt weniger die Milchproduktion an, als sie einen Rückgang der Leistung aufzuhalten vermag.

9. Die Wirkung ist unabhängig von Rasse, Alter, Milchergiebigkeit sowie der Schwierigkeit des Melkens, wohl aber ist sie abhängig vom Laktationsstadium (Dauer des Altmelkzustandes) und dem einzelnen Tiere selber.

10. Die allgemeine Einführung der Hegelundschen Melkmethode ist nicht zu empfehlen, weil der Mehrertrag, welcher sich dadurch gewinnen läßt, nicht ausreicht, um die Mehrkosten zu decken. Nur bei sehr gewissenhaftem Personal und schärfster Aufsicht vermag man durch diese Melkweise einen Erfolg zu erzielen. Zudem ist es bei der Ausführung der Massage noch schwieriger, den Anforderungen der Reinlichkeit gerecht zu werden, wie beim gewöhnlichen Melken, weil vom ganzen Euter Schmutz, Hautschüppchen und schädliche Keime in die Milch hinabgestrichen werden. Das Abreiben mit einem trockenen Tuche, wie es Hegelund vorschreibt, genügt im allgemeinen nicht, um den Forderungen der Reinlichkeit zu genügen.

11. Nicht durch die Einführung der Hegelundschen Melkmethode, sondern durch die Einstellung zuverlässigen und kräftigen Personals, welches von der Wichtigkeit sorgfältigen Melkens überzeugt ist, sowie durch scharfe Beaufsichtigung der gewöhnlichen Melkarbeit durch sachverständige Aufseher vermag der Landwirt von seinem sachgemäß genährten Rindvieh die höchsten Erträge zu erzielen.

Gemeinnütziges.

Wie ist Speck vor dem Ranzigwerden zu bewahren? Vor dem Weghängen spüle man jede geräucherte Speckseite in mehreren Eimern Wasser so lange ab, bis alles lockere Salz weg ist; dann hänge man sie frei in trockener Temperatur auf, und der Speck wird in acht Tagen hart und kristallisiert sein. Das Umwickeln mit Papier schadet, indem es die Feuchtigkeit abhält und die Kristallisierung hindert.

Lackierte Sachen werden am besten auf folgende Art gereinigt: Man nimmt etwas Mehl und Baumöl und reibt damit die Sachen mittelst eines Tuches ab. Dies nimmt Flecke und Staub weg und macht die Sachen sehr glänzend, ohne daß es dem Golde, den Farben oder dem Lack schadet oder Risse verursacht.

Lecksucht beim Rindvieh. Die einzige Ursache ist der Mangel an Kochsalz, und die einzige Abhilfe die tägliche Verabreichung einer mäßigen Portion desselben an jedes Stück Vieh, wobei es jedoch Tiere gibt, die die doppelte Gabe erfordern gegenüber andern; dies ist namentlich bei jungen Milchkühen der Fall.

Bettvorlagen, welche sehr wenig kosten und doch hübsch aussehen und recht dauerhaft sind, kann man selbst auf eine höchst einfache Weise anfertigen. Man kauft beim Schneider die sogenannten „Eggen“ oder „Selband“, also die Seitenstreifen, die von jedem Stoff genommen werden, ehe er zugeschnitten wird. Die Eggen näht man zu zwei langen Streifen aneinander, macht am Ende von jedem Streifen eine Dese und zieht dann abwechselnd eine Dese durch die andere. Hat man die ganze Partie Eggen gepflochten, so legt man ein Stück davon, ca. $\frac{1}{4}$ Meter breit, glatt hin und legt den anderen Teil des Eggengeflechts immer herum, die Streifen recht fest aneinander nährend, bis man den Teppich nach Wunsch lang und breit genug hat. Zum Schluß näht man rund herum einen nach Geschmack breiten roten Flanellstreifen, den man vorher ausgezackt hat. Man muß beim Flechten der Eggen darauf achten, daß dieselben nach der Farbe etwas zusammenpassen, und es ist nicht gut, wenn man Eggen von schweren und leichten Stoffen durcheinanderflechtet, da der Teppich dann zu ungleich wird. Man kann eine solche Bettvorlage in wenigen Stunden arbeiten.

Parmesankäse schimmelt leicht; dies wird verhindert, wenn er mit Kochsalz bedeckt wird. Dadurch erzielt man auch, daß der Käse nicht leicht vertrocknet.

Büchertisch.

Lebensweisheit aus Ad. Rolpings Schriften betitelt sich ein soeben im Verlage von A. Opitz, Wernsdorf (Nordböhmen) erschienenes, nett ausgestattetes Büchlein. (92 S., einzeln 25 h oder 25 Pfg., bei Partiebezug Rabatt je nach der Höhe des Bezuges), in welchem der Verfasser R. Herbach die schönsten Stellen aus Rolpings Schriften nach gutgewählten Stichworten alphabetisch zusammengestellt hat. Wie viel Lebensweisheit, welch herrliche, praktische

Winkel, welche reiche Lebenserfahrung birgt dies kleine Büchlein! Wer die Kolpingschen Schriften („Erzählungen“, „Doktor Fliederstrauch“ usw.) selbst besitzt und gelesen, dem brauchen wir das Zitatbüchlein nicht weiter zu empfehlen, denn er weiß im vorhinein, wie viel echte herrliche Perlen in Kolpings Schriften stecken, und freut sich, daß diese wohlgeordnet für den praktischen Gebrauch zusammengestellt wurden. Wer aber nicht in der Lage ist, sich die Kolpingschen Werke selbst anzuschaffen, dem können wir nur raten: Kauf! Dir wenigstens diesen Auszug, er birgt das Schönste aus dessen Schriften. Wir machen speziell die Herren Präsiden auf dieses Büchlein aufmerksam. Bei gemeinsamem Bezuge ganzer Vereine oder ganzer Diözesanverbände könnte das Büchlein um einen wahren Spottpreis jedem einzelnen Mitgliede des Vereines vermittelt werden.

NB. Alle hier erwähnten Bücher, wie auch sonstige empfehlenswerte Broschüren, Kalender, Zeitschriften, Gebetbücher mit kleinem und großem Druck, Schulbücher aller Art, Atlanten, Fahrpläne, Musik-, Gesang- und Theaterliteratur etc. können jederzeit durch die Buchhandlung Ambr. Opitz in Warnsdorf bezogen werden.

Buntes Allerlei.

Galgenhumor.

Als der „alte Dessauer“ (Fürst Leopold v. Anhalt) einige Jahre vor seinem Tode (1747) seinen alten Kanzler, Herrn von Milagshausen, besuchte und diesem alten Freunde aus seiner Jugendzeit klagte, daß ihm doch recht vor der Gebrechlichkeit des herannahenden Alters bange, erwiderte der greise, durch seine sarkastischen Bemerkungen bekannte Hofherr: „Durchlaucht, dürfen nur nicht ängstlich sein; was mich betrifft, so habe ich eine dreifache Zunahme gewisser Funktionen mit dem Eintritt des Alters beobachtet: Ich sehe mehr als früher, meine Kräfte sind bedeutender als sonst und — ich habe endlich auch mehr zu befehlen als in meinen jungen Jahren.“ „Wie ginge denn das zu?“ fragte Fürst Leopold gespannt. „Nun,“ erklärte der Schalk, „meine alten Augen leiden zuweilen sehr am „Doppelsehen“, — dann muß wohl auch meine Kraft größer als früher sein, denn wenn ich vom Pferde heruntersteige, so ziehe ich allemal den Sattel mit herab, und wenn ich jetzt meinen Dienern etwas befehle, was früher gleich beim ersten

Male ausgeführt wurde, so muß ich jetzt meinen Befehl zehnmal wiederholen, ehe es dem jetzigen Geschlecht einfällt, zu gehorchen.“

Leichter Ausweg.

Haus herr: „Herr Baron, Sie bewohnen nun schon ein halbes Jahr dieses Logis, haben aber noch nicht daran gedacht, den Mietzins zu berichtigen. Ich möchte Sie deshalb ersuchen, nächsten Monat auszuziehen.“

Baron: „Ach Herr Müller, ich bin so sehr an diese schöne Wohnung gewöhnt, daß ich mich durchaus nicht entschließen kann, dieselbe zu verlassen; lieber würde ich es sehen, Sie steigern mich in der Miete!“

Des Rätsels Lösung.

In einer Gesellschaft wurde folgendes Rätsel aufgegeben: „Mein erstes läuft, mein zweites läuft und mein ganzes läuft. Was ist das?“

— „Das ist das Flüßchen Ratzbach.“ — „Gut geraten; nun will ich was anderes aufgeben: mein erstes läuft, mein zweites läuft und mein drittes läuft nicht.“ — Das konnte niemand erraten. — „Das sind meine drei Kinder!“ antwortete der Rätselaufgeber.

Lustige Gefe.

Der kleine Geschäftsmann. Lehrer: „Was macht die Henne, wenn sie ein Ei gelegt hat?“ — „Nun, sag' Du's, Moritz!“ — Moritz: „Kellame tut sie machen, Herr Lehrer.“

Berschnappt. Dame (beim Besuch einer schwierigen Grottenpartie zu ihrem Reisegefährten und Vormann): „Ich staune nur, wie gewandt Sie überall durchkriechen können, Herr Offiziant!“ — „Ja, das kann ich; unser Sofa zu Hause ist noch viel niedriger!“

Gauner-Humor. Strolch (zum Automobilfahrer): „Servus, Kollega.“ — Autler (enttäuscht): „Was, Kollega? Was unterstehen Sie sich, Sie frecher Mensch?“ — Strolch: „Nanu, Sie machen doch auch die Straßen unsicher!“ Megg. Bl.

Schulbeginn. Professor (ins Klassenzimmer tretend): „Na, ist die Menagerie vollzählig?“ — Primus: „Ja wohl, Herr Professor, jetzt!“ Lust. Bl.

Von den zahlreichen Rätsellösungen erhalten Preise durch das Los: Joh. Michel, Reichenberg; Emil Hartlich, Rninitz bei Böhm.-Rahn; Theresia Schmidt, Mariaschein; Leni Gittler, Gablitz bei Wien; Jos. Krauland, Gottschee, Kärnten.

Rätsel-Aufgaben.

Diamanträtsel.

N. B.

N	Buchstabe
Z Z Z	Getränk
G G G G G	Instrument
E E E E E E E	Drucksorte
T T E I I	Beistand
U U G	unzureichend
N	Buchstabe

Ziffernrätsel.

N. B.

1 9 3	Heilversuch
2 3 8 6	Land
3 8 4 5	Vergeltung
4 9 3	Stadt
5 7 8 9 10	bibl. Ort
6 8 4 5 6	Rahn
7 8 3 1	Grenze
8 8 4 5 6	Stadt
9 6 1 5	Amphibie
10 8 8 3	Fluß
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10	Bild der Not u. Armut.

Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

I. Scherzrebus.

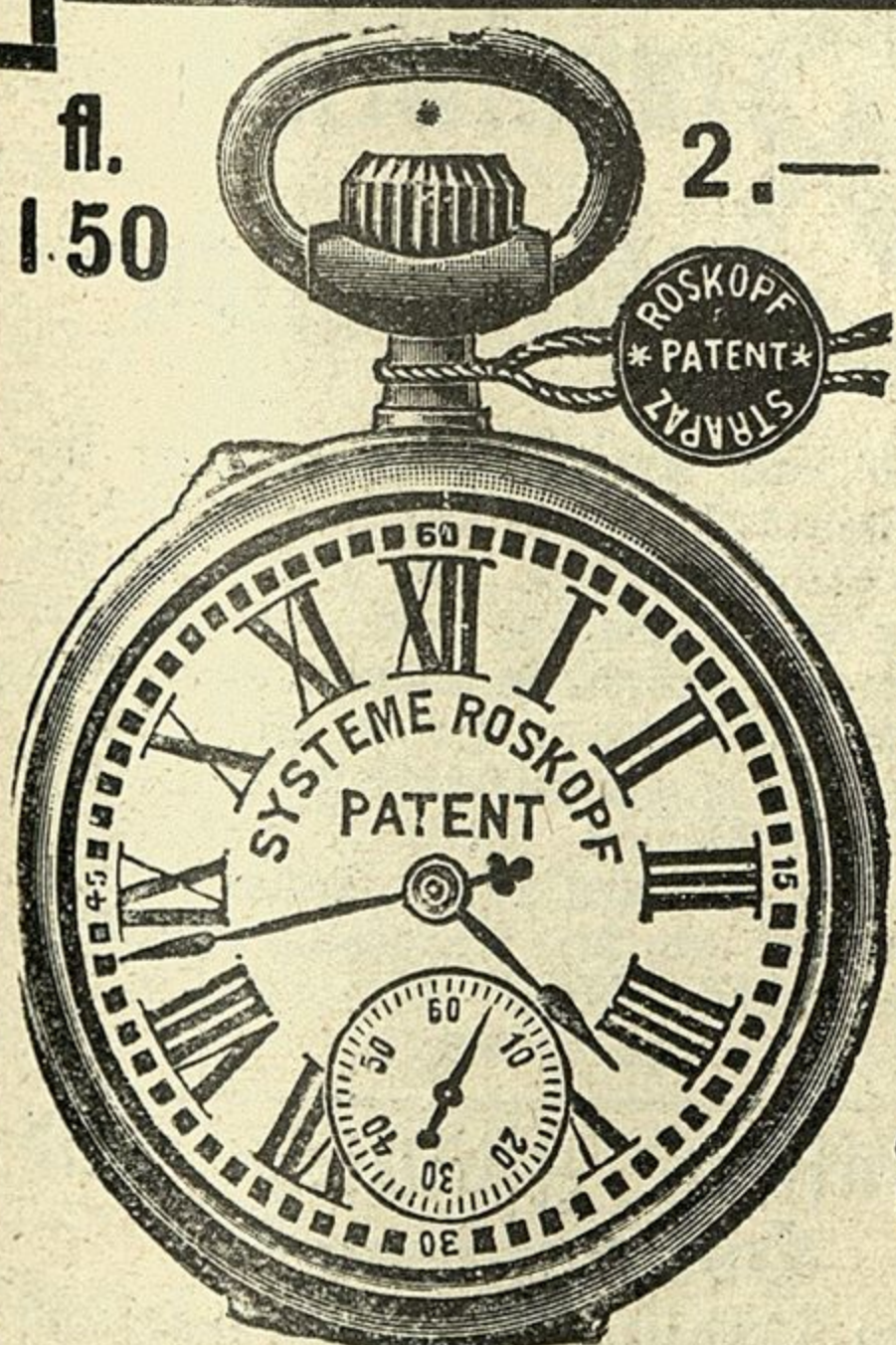
Ein echter Umstandspeter.

II. Ziffernrätsel.

Ruhr, Urne, Hunt, Chern, Sand, Tante, Andreas, Ransen, Drusen. Ruhestand.

Bilderrätsel:

Seldentenor.

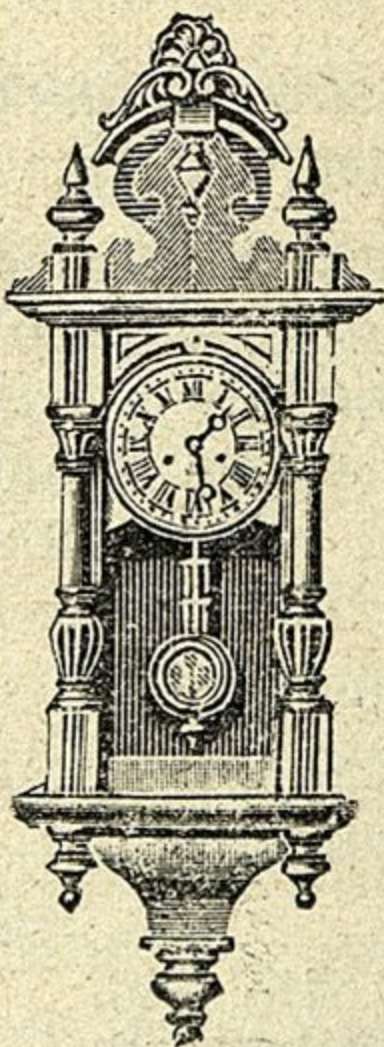


Echte Roskopf-Uhren

6 Monate Probezeit

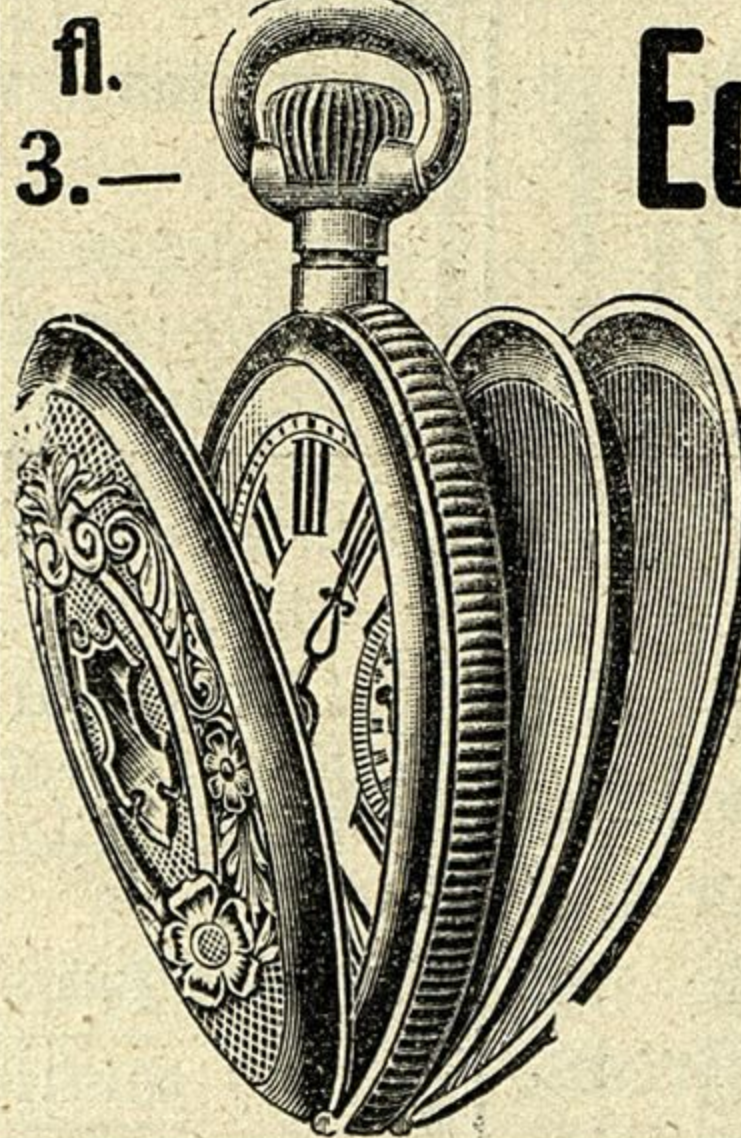
Nickel- oder Stahl-Syst.	
Roskopf	fl. 1.50
Strapaz-Roskopf m. Plomb	fl. 2.—
Mit Doppelmantel	fl. 3.40
Gold-Doublé (wie Gold)	fl. 3.50
Echt Silber mit einfachem Mantel	fl. 3.—
Mit doppeltem Mantel	fl. 4.—
Mit 3 starken Mänteln	fl. 5.—
Orig. „Eisenbahn-Roskopf“-Uhren (nicht Syst.)	fl. 3.50

Obige Uhren mit Reliefbild der hl. Maria, k. k. Reichsadler, pflügender Bauer oder Pferd 10 kr. mehr.



Musik-Pendeluhr

71 cm hoch, spielt von selbst die schönsten Lieder, Walzer und Märsche	fl. 6.—
Ohne Musik	fl. 4.—
Mit Schlagwerk	fl. 4.50
Mit Turmglockenschlag	fl. 5.—
Nickel-Wecker-Uhren	fl. 1.—
Mit Doppelglocken	fl. 2.—
Mit Doppelmusik	fl. 4.25
Kuckuck-Uhren	fl. 3.40
Runde Küchen-Uhren	fl. 2.—



Echte silberne Remontoir-Uhr

k. k. punziert

für Herren, Damen u. Knaben.

Mit einfachem Mantel	fl. 3.—
Mit doppeltem Mantel	fl. 4.—
Mit Goldrändern	fl. 5.—
Mit 3 starken Mänteln	fl. 6.—
Silber-Panzerkette	90 kr.
14kar. Gold-Rem.-Uhr v.	fl. 8.—
14kar. Goldketten v.	fl. 10.—
14kar. Gold-Ohrgeh. v.	fl. 1.20
14kar. Gold-Ringe v.	fl. 1.80

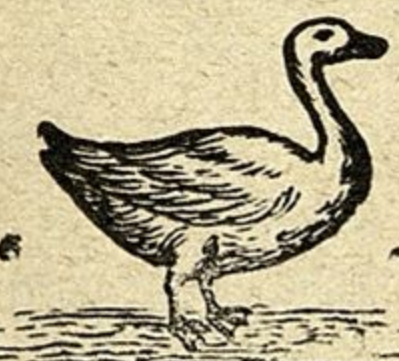
3 Jahre schriftl. Garantie. — Für Nichtpassendes Geld retour. — Versand nur per Nachnahme.

„Zur grossen Uhrenfabrik“, Max Böhmel, Uhrmacher, Wien, IV., Margarethenstrasse 38.

Lieferant der k. k. Staatsbeamten. Gegründet 1840. Verlangen Sie meinen grossen Preiscurant mit 1000 Abbildungen umsonst und portofrei.

Wichtig für Ohrenleidende

ist eine ganz neue, gesetzlich geschützte Erfindung. — Näheres darüber enthält das Buch von Dr. Totanus: „Die Ohrenleiden u. ihre Heilung.“ Demmes Verlag, Leipzig

Neue böhmische Bettfedern,**Daunen und fertige Betten**

1 Tuchent und 2 Posten in großen roten Federritten v. 14, 16, 18, 20 bis 40 Kronen, versenden

per Nachnahme franko jeder Post:

A. Fleisohl & Sohn in Neuern 52 Böhmen.

Bettfedernpreisblatt und Muster gratis und franko.

Johann Zeipelt**Weberei- und Versandhaus**

Plassnitz, Post Sattel

bei Neustadt a. M. (Böhmen)

empfiehlt seine anerkannt vorzüglichen Erzeugnisse von waschechten Baumwoll- und Seinenwaren als: Bettzeug, Orford, Repoir, Arbeiter-Anzugstoffe, Kleiderstoffe, Paravent, Weißwaren, Hand-, Tisch- und Taschentücher u.

45 Meter sortierte Betten von 8-8 Meter lang in Bettzeug, Orford, Repoir, Weißware u. franko für 16 K 30 h.

Versand nur gegen Nachnahme oder vorherige Einzahlung des Betrages.

Vielen Patienten, welche dem Fingerzeig der kleinen belehrenden Schrift

„Magen-Darmkatarrh“

folgten, wird noch Hilfe und vollständige Heilung von dem trostlosesten aller Uebel, dem Verdauungsleiden. Die Broschüre mit vielen beglaubigten Attesten vers. auf Verl. gratis Fritz Popp's Verlag, Heide (Holstein).

Vom Verlage der Buchdruckerei Ambr. Opitz in Warnsdorf ist zu beziehen:

Oesterreichischer Hauskalender

für 1906.

Derselbe enthält außer den üblichen kalendarischen Behelfen viel Lesestoff belehrenden und unterhaltenden Inhaltes und präsentiert sich als guter Freund und Ratgeber fürs christliche Haus.

Das reich illustrierte Jahrbuch kostet gebestet 70 h, geb. 90 h.

Händler erhalten höchsten Rabatt.

Neu!**Unübertroffen!****Neu!****Milchenträhmungs-Apparate**

leisten bessere Dienste als teure Zentrifugen. Größter Nutzen, schärfste Entrahmung und arbeiten ganz allein. Der Preis ist aber trotzdem sehr billig. Ein Stück fl. 3 50 und 4. Genaue Beschreibung umsonst.

Alleinverkauf nur bei

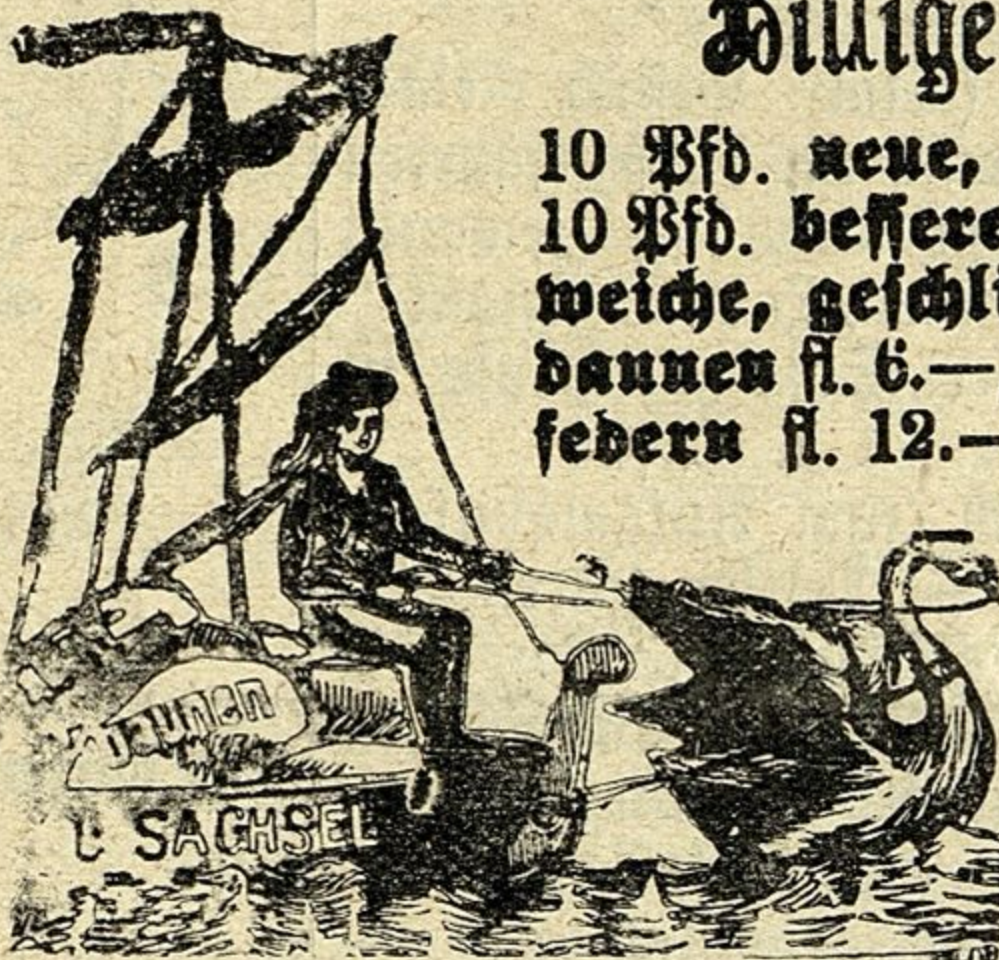
Rudolf Gegenbauer, Aspernhofen, Post Neulengbach, Nieder-Österreich.

Tüchtige Vertreter werden gesucht.

Billige böhmische Bettfedern.

1/2 Kilo neue, geschliffene, graue Gänsefedern K 1.—, halbweiße K 1 40, weiße K 2.—, prima daunenweiße K 3.—, hochprima Schleiß, schneeweiß, beste Sorte K 4.—, Daunen ganz, K 5.—, Weiß K 5.—, Brustbaum K 6.—, von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten, aus dichtstäbigem rot, blau, gelb oder weißem Juleit (Nanking), 1 Tuchent, Größe 170 X 116, samt 2 Kopfpolster, diese 80 X 58 cm. genügende Füllung mit neuen grauen Entenfedern K 16.—, Halbdauen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent allein K 12.—, K 14.—, 16.—, Kopfpolster K 3.—, 3 50, 4.—, versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von 10 Kronen an franko Max Berger in Deschenitz Nr. 304, Böhmerwald. Umtausch gestattet. Ausführliche Preisliste gratis und franko.

Billige böhmische Bettfedern

10 Pfd. neue, gute, geschliffene, staubfreie fl. 4.80, 10 Pfd. bessere fl. 6.—, 10 Pfd. schneeweiße, daunenweiße, geschliffen fl. 9.—, 12.—, 15.—, 10 Pfd. Halbdaunen fl. 6.—, 7.20, 9.—, 10 Pfd. schneeweiße Stupfedern fl. 12.—, 15.—, Daunen (Klaum) schneeweiß fl. 1.80, 2.40, 3.—, 3.30 pr. 1/2 Kilo.

Paar-Matrasen, dreitheilig auf ein Bett für K 24.—, bessere für K 30.—

Versandt franco pr. Nachnahme

Umtausch und Rücknahme gestattet

Benedikt Sackel, Lobes?

(Post Willem) Böhmen

VERWUNDUNGEN

jeder Art sollen sorgfältig vor jeder Verunreinigung geschützt werden,

da durch diese die kleinste Verwundung zu sehr schlimmen, schwer heilbaren Wunden ausarten kann. Seit 40 Jahren hat sich die erweichende Zugsalbe, **Prager Haussalbe** genannt, als ein verlässliches Verbandmittel bewährt. Dieselbe schützt die Wunden, lindert die Entzündung und Schmerzen, wirkt kühlend und befördert die Vernarbung und Zuheilung.

1 Dose 70 Heller. Gegen Voraussendung von K 3 16 werden 4 Dosen, oder K 4 60 6 Dosen franko aller Stationen der österreich.-ungarisch. Monarchie gesendet.

Alle Teile der Emballage tragen die gesetzlich deponierte Schutzmarke.

Hauptdepôt: **B. FRAGNER**, k. u. k. Hoflieferanten, Apotheke „ZUM SCHWARZEN ADLER“, Prag, Kleinseite, Ecke der Nerudagasse Nr. 203.

Depots in den Apotheken Oesterreich-Ungarns.

Post-
versand
täglich.



Jünglinge, vom 18 Lebensjahre an, welche sich im Ordensstande der Krankenpflege widmen möchten, können bei den barmherzigen Brüdern zu Montabaur (Provinz Nassau) Aufnahme finden.

Umsonst

erhält jeder ein Buch von Dr. Packowski

„Hausschatz“

(130 Hausmittel) und vieles andere (Gelderwerb etc.)

Jeder findet etwas.

Demme's Verlag, Leipzig.

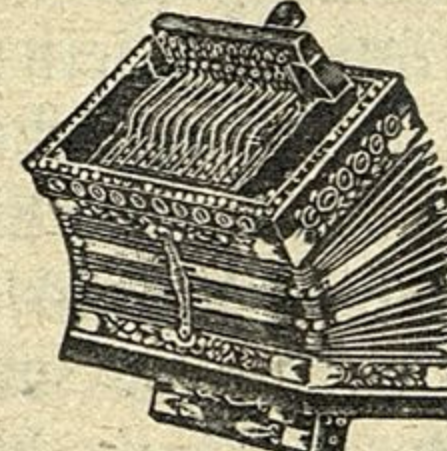
Entfettungstee

bekannte wirksame Spezialität für Fettleibige. Palet 2 K. — Zu beziehen durch Apotheker Alois Lufsch, Grulich (Böhmen).

Meinel & Herold

Harmonika-Fabrik

Klingenthal (Sachsen) Nr. 129 M



versenden unter Garantie direkt an die Spieler per Nachn. ihre vorzüglichen Harmonikas.

Nur Kr. 5.30

kostet eine solide Konz. Zug-Harmonika mit 10 Tasten, 50 stark. Stimmen

(2 chörig). Pa. Stahlfederung, off. Claviatur, 3theil. (11falt.) weit ausziehbar. Balg m. Metallschutzhüllen, vernickelt. Metallbassklappen, Größe ca. 33 cm, dies. Harmonika, 3 echte Reg., 3 chörig, 70 Stimmen, kost. nur 7.— Selbsterlernschule u. Holzliste umsonst hierzu. 2, 3, 4, 6, 8 chörig; 2 u. 3 reih., sowie sogen. Wiener Harmonikas in üb. 120 Nr. staunend billig u. doch gut. Neuester Catalog (112 Seit. stark mit 200 Abbild.) umsonst. Kein Risiko. Garantie: Zurücknahme und Geld retour. Zoll- und Portogebühren sind nach Oesterreich-Ungarn sehr niedrig. Heber 5000 Dankschreiben.

**Braunwein-
Destillation**

verbunden mit Erzeugung alkoholfreier Erfrischungsgetränke, kann mit bestem Erfolge sofort betrieben werden, für behörbliche Bewilligung zur Erzeugung und Verkauf wird garantiert und gründliche Manipulation durch erfahrenen Fachmann an Ort u. Stelle kostenlos eingerichtet u. zweckdienliche Informationen wegen steten Abfahres erteilt. — Reflektanten belieben ihre Offerten unter „Erste Fabrik-Firma 46485“ an die Annoncen-Expedition M. Dukes Nachf., Wien, 1. Bez., Wollzeile 9, zu richten.

Jalousien, Zwillisch- und Holzrouleaux

in allen Qualitäten liefert möglichst billig die Fabrik von

Anton Tschauder jun., Braunau in Böhmen.

Agenten überall gesucht.